

Heimatbrief für den Kreis **BRAUNSBERG**



Kreisgemeinschaft Braunsberg
(Ostpreußen) e. V.



Patenstadt: Münster (Westfalen)

1999

Nr. 12



Heimatbrief für den Kreis Braunsberg

Herausgeber:

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e. V.
Geschäftsstelle: Patenstelle Braunsberg bei der
Stadtverwaltung Münster, 48127 Münster

Verantwortlich für den Inhalt
- soweit namentlich nicht gekennzeichnet -

Gerhard Steffen, Kreisvertreter
Freiherr-vom-Stein-Str. 24a
61440 Oberursel

Auflage: 7.000 Stück
Druck: Joh. Burlage, Kiesekampweg 2, 48157 Münster

Der **"Heimatbrief für den Kreis Braunsberg"** ist eine unabhängige gemeinschaftsfördernde Publikation für die vertriebenen Ostpreußen aus der Stadt und dem Kreis Braunsberg, deren Nachkommen und allen, die sich dem Kreis Braunsberg verbunden fühlen.

Der Brief erscheint in loser Folge - möglichst einmal im Jahr - und wird allen Interessenten zugeschickt, soweit deren Anschriften vorliegen.

Zur Deckung der durch Druck und Versand entstehenden Kosten, sowie zur Förderung und Unterstützung unserer Arbeit wird um freiwillige Spenden gebeten.

Für Spenden über 100,-- DM senden wir gerne steuerbegünstigende Spendenbescheinigungen.

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e. V., Münster

Spendenkonten:

Nr. 367 698 BLZ 400 501 50 Sparkasse Münster

*Titelbild: Südliches Tor der Domburg Frauenburg
aus: Ferdinand Quast, Deutsche Baukunst in Preussen, Berlin, 1852*

Inhaltsverzeichnis

Grußworte des Kreisvertreters zur Begrüßung und Einführung	3
Prof. Dr. Ernst Opgenoort: Der Westfälische Frieden in seiner Bedeutung für Brandenburg-Preußen	6
Feierlichkeiten am 29. August 1999 in Münster	19
Kreistreffen am 11./12. September 1999 mit Neuwahl des Vorstandes der Kreisgemeinschaft	20
Der scheidende Kreisvertreter gibt einen Rückblick auf 15 Jahre Vertriebenenarbeit	23
Dr. Norbert Matern Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Graz Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Erfurt	34 36
<u>Aus der Heimat - einst</u> Pettelkau: Ort - Geschichte - Kirche	39
Reges Leben im Magdalenenstift - Braunsberg	52
Leonhard Jeschkeit: Flucht und Vertreibung - unvergeßliche Vergangenheit	59
Von eisigen Fluten in die Tiefe gerissen Bericht eines Überlebenden der Wilhelm Gustloff	63
Hildegard Lemmer: Zur Erinnerung und Mahnung	69
Nachtrag: Rodelshöfen	78

Aus der Heimat - heute

Gebietsreform in Polen - Der Kreis Braunsberg heute
Neuwahlen für die Gebietskörperschaften vom Oktober 1998 80

Neubauprojekte in Braunsbergs Langgasse 82

Hotelsituation in Braunsberg verbessert 84

Berichte / Anzeigen:

Braunsberg - Unsere Schulen 86

Kleines Jubiläumstreffen in Mülheim/Ruhr 88

Haffuferbahn 89

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg 91

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen 92

Termine auf einen Blick Suchanzeige 93

Buchhinweise 94

Umschlag - innen

Anzeigen: Ermlandbriefe / Ostpreußenblatt

Umschlag - außen

Ansicht von Frauenburg, 1815

Liebe Landsleute,
liebe Leser unseres Heimatbriefes.

In zweifacher Hinsicht mögen Sie heute überrascht sein, denn unser Heimatbrief kommt in diesem Jahr früher als sonst, und in der Versandtasche stecken zwei Hefte.

Das hat natürlich seine Gründe. Wie bereits im letzten Heimatbrief S. 151 angekündigt, war die Herausgabe des Sonderheftes und des Heftes Nr. 12 für dieses Jahr vorgeplant. Die Termine beider Anlässe zwangen uns, den Versandtermin zusammenzulegen, da getrennte Versände zu eng beieinander gelegen hätten, zum anderen wir aber durch den gemeinsamen Versand nahezu 11.000 DM an Portokosten einsparen konnten.

Alles in allem, standen wir diesmal vor gewaltigen Problemen. Es war nicht nur die Arbeit, die zu bewältigen war, weit schwerwiegender war das finanzielle Risiko, das wir eingegangen sind. Unsere Reserven reichten bei weitem nicht aus, Druck und Versand von zwei Heften zu bezahlen. Nur durch das Angebot mehrerer Landsleute, mit einem Kredit einzuspringen, konnten wir es wagen, das Sonderheft zu Ehren unserer Mitbürgerin Regina Protmann zu gestalten und unseren Landsleuten und Freunden als Vermächtnis zu übergeben. Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß Aufmachung und Umfang unserer Hefte Geld - viel Geld - kosten und wir, die wir keinen Buchhandel betreiben und folglich auch keine Preise festsetzen, auf Ihre großzügigen Spenden angewiesen sind. Andernfalls müssen wir unsere Arbeit einstellen. Doch genügt dieser erklärenden und sorgenvollen Einleitung.

Wir Ermländer, insbesondere wir Braunsberger, haben allen Grund, uns zu freuen, daß eine unserer Mitbürgerinnen, die Ordensgründerin Regina Protmann, von der katholischen Kirche zur "Ehre der Altäre" erhoben - das heißt: ihre öffentliche Verehrung erlaubt und sie als Vorbild den Gläubigen empfohlen wird. Der feierliche Akt der Seligsprechung soll am 13. Juni 1999 in Warschau erfolgen. - Es soll nicht verschwiegen werden, daß es im Vorfeld dieses Geschehens bis in unsere Tage manche vermeidbaren Bestrebungen und Entwicklungen gegeben hat, die Ärger und Verdruß mit sich gebracht haben. Das soll hier und heute nicht behandelt werden, bedarf aber zu gegebener Zeit einer ehrlichen Aufarbeitung.

Im Zusammenhang mit der Seligsprechung von Regina Protmann sind Feierlichkeiten auch in unserer Patenstadt Münster vorgesehen, die uns bei der Durchführung unseres Kreistreffens zu ernsthaften Überlegungen veranlaßt haben. Münster ist bekanntlich der Sitz jener Ordensprovinz der Katharinenchwestern, die in der Tradition der ermländischen Provinz steht, denn die Provinzoberin und mehr als 400 Schwestern mußten 1945 zusammen mit der Bevölkerung unter widrigsten Umständen ihre Heimat und die der Ordensgründerin verlassen.

Die **Feierlichkeiten in Münster** sind für den **29. August 1999** festgesetzt. Und zwar findet an diesem Tag um 15.00 Uhr im Hohen Dom zu Münster ein feierlicher Gottesdienst mit dem Bischof von Münster statt, zu dem alle, denen Mutter Regina etwas bedeutet, herzlich eingeladen sind. - Vierzehn Tage später ist dann unser **Kreistreffen** am

11./12. September 1999 in der Stadthalle Münster-Hiltrup.

Der Vorstand glaubte an diesem Termin festhalten zu sollen, da eine Vorverlegung auf den 29. August keine Chance bot, die Mitgliederversammlung mit Neuwahl des Vorstandes durchzuführen sowie Gelegenheit zum Wiedersehen und Gedankenaustausch mit alten Bekannten zu ermöglichen. - Folglich laden wir zu beiden Terminen nach Münster ein. Schon an dieser Stelle wollen wir darauf hinweisen, daß die "Festliche Stunde" eine halbe Stunde früher beginnt, also bereits um 10.30 Uhr.

(Näheres auf den Seiten 20 bis 23).

Mit den Terminen sind wir aber noch nicht am Ende. Wie Sie wissen, hat die Kreisgemeinschaft in den vergangenen Jahren alle Möglichkeiten wahrgenommen, den Wiederaufbau der alten Kollegiats- und **Wallfahrtskirche in Pettelkau** zu fördern und zu unterstützen. Auch die Kollektengelder der letzten vier Jahre bei unseren Gottesdiensten in Hiltrup wurden dafür verwendet. Die Bauarbeiten sollen im Laufe dieses Jahres abgeschlossen werden. Die Weihe der Kirche ist für den 17.10.99 angesetzt. Herr Erzbischof Dr. Edmund Piszcz wird sie vornehmen. Wir bieten aus diesem Anlaß eine Fahrt in die Heimat an. Vor allem Landsleute aus dem Umfeld von Pettelkau: Braunsberg, Zager, Fehlau, Schalmey, Tiedmannsdorf, Gr. Rautenberg, Bludau und Frauenburg sind dazu herzlich eingeladen. Interessenten melden sich bitte bald formlos (Brief, Karte, Telefon) bei:

Manfred Ruhnau, Bahnhofstr. 35b, 53757 Sankt Augustin,
Tel : 0 22 41 - 31 13 95). Sobald das Fahrprogramm endgültig feststeht, werden die Betroffenen benachrichtigt.

Schließlich war auf allgemeinen Wunsch für den Monat Mai des Jahres 2000 eine weitere **Fahrt der Kreisgemeinschaft in die Heimat** geplant. Bis zu diesem Termin wird es keinen weiteren Heimatbrief mehr geben. Deshalb müssen wir schon jetzt an dieser Stelle darauf hinweisen. Natürlich werden wir in den Ermlandbriefen und im Ostpreußenblatt später nochmals daran erinnern. Die Planung und Organisation wird wiederum Manfred Ruhnau übernehmen. Man möge sich bitte auch dafür rechtzeitig bei ihm anmelden bzw. vormerken lassen. (Anschrift und Tel. links unten).

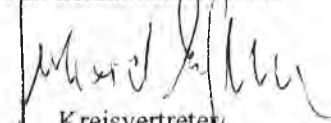
Die einleitenden Worte zu diesem Heimatbrief sollen mit einem herzlichen Dankeschön an alle unsere Landsleute verbunden werden, die im vergangenen Jahr unsere Arbeit mit Ihrer Spende unterstützt haben. Allein diese Spenden ermöglichen die Herausgabe der Heimatbriefe und sichern die Fortsetzung unserer Arbeit. Die Kreisgemeinschaft hat außer Ihren Spenden keinerlei Einnahmen oder Zuschüsse von anderer Seite.

Deshalb bitten wir herzlich und eindringlich auch weiterhin um Ihre Spenden und Ihre laufende Unterstützung. Sie alle haben eine Vorstellung wie teuer in unseren Tagen Druckerzeugnisse und Portokosten sind. Auch die Kosten für eine Schachtel Zigaretten bzw. einen Fahrschein für die öffentlichen Verkehrsmittel sind hinlänglich bekannt. Seien Sie deshalb großzügig und lassen Sie uns, die wir ehrenamtlich seit Jahren diese unermüdliche Arbeit leisten, nicht im Stich. Auch die Deutsche Volksgruppe im Kreis Braunsberg, die als Minderheit in ihrer angestammten Heimat leben muß, erwartet Ihre und unsere Unterstützung.

Überweisungsträger liegen in gewohnter Weise bei. Bitte bedienen Sie sich, sie leisten damit Ihrer Heimat einen Treuedienst.

Nun wünsche ich Ihnen eine angenehme Lektüre unserer Hefte und freuen Sie sich über die Ehre, die einer Braunsbergerin zuteil wird. Bleiben Sie gesund und frohen Mutes und allezeit unserer Heimat in Treue verbunden.

Mit heimatlichem Gruß



Kreisvertreter

Der Westfälische Friede in seiner Bedeutung für Brandenburg-Preußen.

Festvortrag

beim Jahreshaupttreffen der Kreisgemeinschaft
Braunsberg (Ostpreußen) e. V. in Münster - Hiltrup,
13. September 1998.

Ehe ich in das eigentliche Thema einsteige, sind einige Sätze der Vorbereitung erforderlich. Das betrifft zunächst die Terminologie:

Der Staat, den wir meist mit dem Wort "Preußen" bezeichnen, wird in seiner Gesamtheit erst so genannt, seit sich Friedrich I. 1701 in Königsberg zum König krönte. Vorher, also auch zur Zeit des Westfälischen Friedens, hieß der Staat Kurbrandenburg oder Brandenburg nach dem Landesteil, mit dem das Kurfürstenamt verbunden war, die ranghöchste Würde des Herrschers. Diese Benennung werde auch ich verwenden. Das Wort "Preußen" bezeichnete damals nur das Land an der Ostseeküste um Frisches und Kurisches Haff, das im Mittelalter dem Deutschen Orden gehört hatte und dessen östlicher Teil, seit 1525 in ein weltliches Herzogtum Preußen unter polnischer Lehnshoheit verwandelt, seit 1618 der Herrschaft der brandenburgischen Hohenzollern unterstand.

Dieses Herzogtum werde ich gelegentlich den östlichen Landesteil Preußens nennen zum Unterschied vom westlichen, der bis 1772 unmittelbar zu Polen gehörte; vermeiden werde ich die Begriffe Ost- und Westpreußen, denn die Grenzen zwischen den beiden seit 1772 so genannten Provinzen verliefen merklich anders als vor diesem Zeitpunkt. Den älteren, geographisch engeren Wortgebrauch von "Preußen" werde ich der Deutlichkeit halber gelegentlich durch "Preußenland" ersetzen.

Praktisch bedeutend ist das, weil dieses Preußenland vom Dreißigjährigen Krieg und vom Westfälischen Frieden nicht betroffen wurde, da es nach damaliger Rechtsauffassung nicht zum Reich gehörte. Anders sah das für den Gesamtstaat aus, dem als Teilnehmer und Opfer des großen Krieges vor allem die Entscheidung des Friedenskongresses über die Zukunft Pommerns am Herzen lag. Die Kurlinie der Hohenzollern hatte einen klaren Erbanspruch auf dieses bis 1637 unter einem eigenen Fürstenhaus

reichsunmittelbare Herzogtum, das aber Schweden sich nach dem Tode des letzten Herzogs im Rahmen seiner Ostseepolitik anzueignen trachtete.

Diese Ostseepolitik nun betraf recht massiv auch das Preußenland, vor allem dessen westlichen, polnischen Teil, zu dem aber damals das Erm-land gehörte, - also auch Braunsberg. Für den Aufbau meines Vortrags ergibt sich daraus: Ich werde zunächst das Notwendigste über den Westfälischen Frieden und den Dreißigjährigen Krieg insgesamt sagen, danach die Ostseepolitik Schwedens und die daraus zwischen dieser Macht und Brandenburg entstehenden Probleme darstellen, anschließend die Lösung dieser Probleme in den Friedensverhandlungen und deren andere wichtige Ergebnisse schildern und mit einem Ausblick schließen.

Der Westfälische Friede von 1648 gehört zu den historischen Ereignissen, die heute ganz anders beurteilt werden als noch vor 50 Jahren. Anders als die Zeitgenossen der frühen Neuzeit hatte die klassische deutsche Geschichtsschreibung des vorigen und der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts die Ergebnisse von Münster und Osnabrück unter dem Leitgedanken der nationalen Einheit vorwiegend negativ gesehen, weil die dort festgeschriebene fast souveräne Stellung der einzelnen Territorien die Lockerungserscheinungen des überkommenen Heiligen Römischen Reiches vollendete und zusammen mit den Einflußmöglichkeiten Frankreichs und Schwedens die Entwicklung dieses Reiches zum modernen Nationalstaat unmöglich machte.

Erst die Katastrophe von 1945 brachte - beginnend mit dem Jubiläumsjahr 1948 - eine Neubewertung in Gang. Als deren Ergebnis würdigt die Forschung heute nahezu einmütig die Verträge positiv als eine politische Meisterleistung des kunstvollen Ausgleichs einander widerstrebender Interessen und als eine Friedensordnung Deutschlands und Europas, deren Grundzüge trotz aller folgenden Störungen bis in die napoleonische Zeit Bestand hatten. Dabei spielt sicher mit, daß die Politik der jüngsten Vergangenheit im Nationalstaat nicht mehr der Weisheit letzten Schluß sieht, sondern für immer weitere Gebiete übernationale Einrichtungen schafft. Der Krieg, den diese Friedensordnung beendete, entstand als konfessioneller und Verfassungskonflikt des Königreichs Böhmen und faktisch gleichzeitig des Reiches, er weitete sich durch das Hinzutreten weiterer Mächte zum europäischen Machtkampf aus. Die Probleme der ungeschriebenen Verfassung des "Heiligen römischen Reiches deutscher

Nation" beruhten auf dem ungeklärten Neben- und Gegeneinander kaiserlich-monarchischer, reichsständisch-korporativer und einzelstaatlich-partikularer Kräfte. Die Kaiser, formal gewählt, entstammten seit dem 15. Jahrhundert ständig dem Hause Habsburg. Dessen deutsche Linie herrschte erblich in den Ländern des heutigen Österreich, in einigen südwestdeutschen Territorien, in Böhmen-Mähren mit Schlesien und in Ungarn, dessen größten Teil allerdings die Osmanen in Besitz hatten. Die Zusammenarbeit mit dem spanischen Zweig des Hauses war gut und gerade in den Jahren um 1618 wichtig. Den spanischen Habsburgern gehörten außer dem Stammland und dessen lateinamerikanischem Kolonialreich Teile Italiens sowie rein rechtlich die Niederlande. Diese befanden sich im Aufstand; der nördliche Landesteil, die heutigen Niederlande, mußte schon seit dem 1609 geschlossenen Waffenstillstand faktisch als selbständig gelten. Nur der Süden, das heutige Belgien, blieb spanisch. Alles in allem verfügten die Habsburger über beträchtliche Macht; der Ausbau der Kaiserwürde zu einer "reichsabsolutistischen" unumschränkten Stellung ähnlich derjenigen des französischen oder spanischen Königs konnte zeitweise als möglich erscheinen. Dabei spielte die konfessionelle Trennung der Reichsstände mit. Der 1555 in Augsburg geschlossene Religionsfriede war umstritten: Während die Lutheraner ihn als Dokument grundsätzlicher Gleichberechtigung der Bekenntnisse sahen, wollten die Altgläubigen ihn nur als eng umgrenzte Duldung des Luthertums verstehen. Sie beharrten auf dem von Anfang an strittigen "Geistlichen Vorbehalt", der einem geistlichen Reichsfürsten die Änderung des Bekenntnisses in seinem Territorium auch dann verbot, wenn er selbst sich der neuen Lehre anschloß. In den großen Bistümern des nördlichen Deutschland wurde die Bestimmung umgangen; unter dem traditionell starken Einfluß der evangelischen weltlichen Nachbarfürsten wählten die selbst nur noch zum Teil katholischen Domkapitel Söhne dieser Dynastien zu "Administratoren". Die katholischen Stände verweigerten diesen Sitz und Stimme in den Gremien des Reiches, die so entstehende Verfassungskrise gipfelte 1608 in der Lahmlegung des Reichstags. Daß der Augsburger Religionsfriede nur die Lutheraner schützte, nicht aber die inzwischen vorhandenen calvinistischen Reichsstände, verschärfte die Situation. Konfessionelle Bündnisse entstanden: aus evangelischer Seite die Union, bei den Katholiken die Liga. Der Konflikt stand vor der Tür. Er entstand aus den konfessionellen Problemen des Königreichs Böhmen. Diese ähnelten denjenigen des Reiches und verbanden sich mit der Verfassungsfrage, ob die Krone

im Hause Habsburg erblich oder durch Wahl zu vergeben sei. Gegen den bereits gekrönten, gegenreformatorisch gesinnten Habsburger, der kurz darauf als Ferdinand II. zum Kaiser gewählt wurde, setzte die evangelische Partei ihre Auffassung vom Wahlrecht durch und übertrug 1619 die Krone dem calvinistischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Diesem mißlang es, sich hinreichende Hilfe seiner Glaubensgenossen zu sichern, während die an sich in einer Krise befindlichen deutschen Habsburger von den spanischen Verwandten und Maximilian von Bayern, dem Haupt der Liga, tatkräftig unterstützt wurden. So wurde der Pfälzer 1620 am Weißen Berg bei Prag geschlagen. Der Kaiser verhängte die Reichsacht über ihn, um mit seiner Kurwürde und der Oberpfalz Maximilian von Bayern belohnen zu können. Dieser tatsächliche und verfassungsrechtliche Machtzuwachs des Kaisers und der katholischen Partei rief bei den Gegnern Habsburgs Unruhe hervor. Militärische Hilfe von seinem Schwiegervater, dem englischen König Jakob I., auf die er von Anfang an gehofft hatte, erhielt Friedrich V. auch jetzt nicht, wohl aber unterstützten die Niederlande die pfälzischen Heerführer, die weiterkämpften. Da der Waffenstillstand mit Spanien 1621 auslief, wollten die Niederländer womöglich verhindern, daß sich spanische Truppen unter Berufung auf die Ächtung des Pfälzers in der Rheinpfalz festsetzten und damit ihre Versorgungslinie den Rhein entlang sicherten. Wichtigstes Ergebnis der niederländischen Bemühungen um habsburgfeindliche Bündnisse war der Eintritt Dänemarks in den Krieg 1625. Der Dänenkönig scheiterte jedoch militärisch und mußte froh sein, 1629 in Lübeck ohne eigene Verluste Frieden schließen zu können. Dem Kaiser ermöglichte dies den Versuch, im gleichen Jahre mit dem Restitutionsedikt die Konfessionslandschaft des Reiches vor allem durch Wiedergewinnung der großen norddeutschen Bistümer massiv im katholischen Sinne umzugestalten. Das Ergebnis war 1630 das Eingreifen Schwedens in den Krieg. Spektakulären Erfolgen der Nordischen Macht folgten der Tod König Gustav Adolfs und Rückschläge, die 1635 dem Kaiser ermöglichten, in Prag mit Kursachsen einen Frieden zu schließen, dem sich die meisten Reichsstände anschlossen. Dahinter standen militärischer Druck, aber auch ein konfessioneller Kompromiß und ein Gemeinschaftsbewußtsein der deutschen Fürsten und Städte, das wir als "Reichspatriotismus" bezeichnen. Ein gemeinsames Heer sollte die Schweden vertreiben. Der Hauptfeind der Habsburger, Frankreich, das bisher nur indirekt durch Geldhilfe vor allem für Schweden beteiligt gewesen war, trat nun unmittelbar in den Krieg gegen Öster-

reich und Spanien ein. Die weiteren Kämpfe bewirkten vor allem furchtbare Bevölkerungsverluste und wirtschaftliche Schäden im größten Teil Deutschlands. Gewinner waren par saldo Schweden und Frankreich.

Schon in den frühen vierziger Jahren kam es zu Vorgesprächen über einen Frieden; seit 1644 wurde in Münster mit Frankreich, in Osnabrück mit Schweden offiziell verhandelt. Zum Verständnis der Verhandlungen um die Pommernfrage ist nun ein Rückblick auf die schwedische Ostseepolitik und die Probleme des baltischen Raumes erforderlich. Ein Thema ist die Rivalität zwischen Schweden, zu dem auch Finnland gehörte, und dem dänisch - norwegischen Reich. Beide Länder hatten im späten Mittelalter zusammen das Großreich der Kalmarer Union gebildet, Schweden hatte sich dann aber im 16. Jahrhundert aus der dänischen Vorherrschaft gelöst, die in dieser Union bestand. Der schwedische Führer in den dazu erforderlichen Kämpfen, Gustav Vasa, war König und Gründer einer Dynastie geworden. Dänemark, dem bis 1657 auch Schonen und damit beide Ufer des Öresunds gehörten, blieb zunächst der reichere und mächtigere der beiden Staaten; noch den "Kalmarkrieg" 1611 - 1613 gegen Schweden konnte es siegreich beenden. Hauptursache der Machtstellung Dänemarks war die Möglichkeit, im Öresund praktisch dem gesamten Ostseehandel Zölle aufzuerlegen. Schweden bemühte sich im Laufe des 17. Jahrhunderts, sich dazu ein Gegenstück zu schaffen durch Erhebung von Zöllen in den Mündungen möglichst vieler der Ströme, auf denen vor allem der bedeutende Getreideexport der Anlieger die Ostsee erreichte. Möglichkeiten, solche Positionen zu gewinnen, ergaben sich aus den politischen Veränderungen in den baltischen Ländern. Der Verfall des Deutschen Ordens seit dem späten Mittelalter betraf im 16. Jahrhundert auch dessen livländischen Zweig. Um seine Hinterlassenschaft stritten sich Polen, Schweden, Dänemark und das Zarenreich. Während die beiden letztgenannten Mächte schon im 16. Jahrhundert verdrängt wurden, blieben Polen und Schweden als Haupttrivalen übrig. Ein Versöhnungsversuch dynastischer Art bewirkte das Gegenteil des Beabsichtigten: König Johann III. von Schweden vermählte seinen Sohn Sigismund mit einer polnischen Prinzessin, um damit dessen Wahl zum polnischen König vorzubereiten. Er nahm in Kauf, daß Sigismund in Polen katholisch erzogen wurde. In der Tat wurde dieser 1587 zum König von Polen gewählt, stieß aber in seinem homogen lutherischen Stammland auf Widerstand, als er 1592 nach dem Tod seines Vaters dort die Herrschaft

antreten wollte. Der schwedische Reichstag bestimmte vielmehr Johanns jüngeren Bruder Karl zum Reichsverweser und 1604 als Karl IX. zum König. Da Sigismund dieses nach dynastischem Erbrecht unrechtmäßige Verfahren nicht gelten ließ, verschärfte sich der Konflikt mit Polen zum Streit der beiden Vasa-Linien um die Herrschaft in Schweden. In diesem Land kamen nach einem blutigen Konflikt Karls IX. mit dem Hochadel innere Reformen in Gang, die unter dem Nachfolger Gustav II. Adolf fortgeführt wurden und die Voraussetzungen für die schwedische Großmachtpolitik unter diesem hoch befähigten König bildeten: Eine stabile, auf institutionell abgesicherter Zusammenarbeit von Krone, hohem und niederem Adel beruhende politische Ordnung und ein Heer, dessen Kern aus ausgehobenen Bauernsöhnen bestand und das sich auf den Schlachtfeldern des Dreißigjährigen Krieges als das beste des damaligen Europa erweisen sollte.

Wesentlichen Anteil an den Reformen wie auch an der Politik Gustav Adolfs hatte der aus dem Hochadel stammende Reichskanzler Axel Oxenstjerna. Bei den Kämpfen in Livland erwies sich schon bald das neuorganisierte schwedische Heer als den Polen überlegen. Eine Entscheidung ließ sich jedoch in dem weiträumigen Land nur schwer herbeiführen. Deshalb verlegte Gustav Adolf 1625 den Krieg in das Preußenland, um sich vor allem der Weichselniederung zu bemächtigen und durch Behinderung der polnischen Getreideexporte einen Frieden zu erzwingen. Die Schweden besetzten große Teile des westlichen Landesteils. Elbing wurde ihr Hauptquartier. Auch in Pillau und Memel setzten sie sich fest. Danzig behauptete sich, aber in der Weichselmündung erhob Schweden hohe Zölle. Zum Frieden kam es nicht, da Gustav Adolf nach der Niederlage Dänemarks und dem Restitutionsedikt die Übermacht der katholischen Partei im Reich mehr und mehr als eine Gefahr auch für sein Land wahrnahm. Schon 1628 unterstützte er Stralsund bei der erfolgreichen Abwehr von Wallensteins Belagerung. Besonders Pläne einer kaiserlichspanischen Ostseeflotte unter Wallenstein beunruhigten Schweden, obwohl sie in Wirklichkeit keine guten Aussichten auf Verwirklichung hatten. Frankreich, das einen Verbündeten gegen die Habsburger suchte, vermittelte 1629 in Altmark einen für Schweden vorteilhaften Waffenstillstand mit Polen. 1630 landete der "Löwe aus Mitternacht" in Pommern. Patriotische schwedische, aber auch deutsche Historiker des vorigen Jahrhunderts haben Gustav Adolf wegen seines Eingreifens in

den Dreißigjährigen Krieg als evangelischen Glaubenshelden gepriesen. Inzwischen versteht die Forschung die damalige Politik Schwedens stärker aus seinen Sicherheits- und Machtinteressen. Es ging dem König um Schutz vor militärischen Überfällen von der südlichen Ostseeküste her, um Ausbau seines Systems von Zollstationen, um Verhinderung eines habsburgischen Absolutismus im Reich durch Festigung der ständischen Komponente der Reichsverfassung. Das schloß den Schutz der bedrängten evangelischen Reichsstände ein, der für Gustav Adolf sicher auch ein religiös begründetes Anliegen war. Überschätzen darf man dies letzte Motiv schon deshalb nicht, weil Schweden von Anfang an mit dem katholischen Frankreich verbündet und auf dessen Hilfsgelder angewiesen war.

Für Kurbrandenburg hatte die neue Situation erfreuliche, aber auch bedrohliche Aspekte. Die Erfolge der katholischen Partei mußten dem Kurfürsten an sich das Auftreten eines neuen Vorkämpfers der evangelischen Partei willkommen erscheinen lassen. Das betraf vor allem die Ablösung des evangelischen Pfälzers durch den katholischen Bayern im Kurkolleg, die Aussicht, durch das Restitutionsedikt den traditionellen Einfluß auf die geistlichen Fürstentümer Magdeburg und Halberstadt einzubüßen, und die erneute Bedrohung des Calvinismus, zu dem sich die brandenburgischen Hohenzollern bekannten. Bisher war jedoch Kurfürst Georg Wilhelm zwar mit Worten für den Pfälzer eingetreten, der sein Schwager war, hatte sich jedoch zu einer entschieden habsburgfeindlichen Politik nicht entschlossen. Dahinter stand eine reichspatriotische Grundstimmung, aber auch die geringe Risikobereitschaft, die auch andere damalige Reichsfürsten an den Tag legten. Daß man eigene Rüstungen gegen die Landstände nicht durchsetzen konnte, führte zu faktischer Machtlosigkeit und empfindlichen Schäden für Wirtschaft und Bevölkerung schon in der dänischen Phase des Krieges. Eine einheitliche Außenpolitik Kurbrandenburgs gab es im Grunde noch nicht: Während man sich im Westen an die habsburgfeindlichen Niederlande anlehnte, suchte man im Herzogtum Preußen das Einvernehmen mit dem Lehnsherrn, dem katholischen Polenkönig. Wichtigster Berater des Kurfürsten war Graf Adam von Schwarzenberg, ein Katholik, den Georg Wilhelm aus seinen westlichen Landen kannte. Dem Verhältnis zu Schweden hätte es dienlich sein können, daß König Gustav Adolf seit 1620 mit Georg Wilhelms Schwester Maria Eleonore vermählt war. Andererseits hatte schon 1627

ein mißlungener Versuch des Brandenburgers, seinen polnischen Lehns-
herrn gegen Schweden zu unterstützen, zu einem Mißklang geführt. Das
Hauptproblem war Pommern: Das Wirksamwerden des brandenburgi-
schen Erbanspruchs beim Tode des alten und kinderlosen letzten Herzogs
war vorauszusehen. Schweden aber hatte nach der Landung diesen Herzog
vertraglich verpflichtet, das Erbrecht des Kurfürsten nur anzuerkennen,
wenn dieser zu einem Bündnis mit Schweden und der Erstattung von
Gustav Adolfs Kriegskosten bereit sei. Diese indirekte Anmeldung eines
schwedischen Anspruchs auf Pommern mußte in Berlin Skepsis auslösen.
Der Schwedenkönig konnte nur mit massivem militärischem Druck ein
Bündnis mit Brandenburg erreichen. Immerhin kam es zu einer Phase
politischer und militärischer Zusammenarbeit; der Kurfürst entließ sogar
Schwarzenberg. Daß er ihn schon 1633 wiederberief, ist kennzeichnend
dafür, daß spätestens mit dem Tode Gustav Adolfs in der Schlacht bei
Lützen 1632 der Vorrat an gemeinsamen Interessen verbraucht schien.

1635 stellte sich auch für Brandenburg die Frage, ob es sich dem Prager
Frieden zwischen dem Kaiser und Sachsen anschließen und an dem Ver-
such beteiligen sollte, Schweden aus dem Reich zu vertreiben. Das
reichspolitische Übergewicht des Kaisers und die weiterbestehende
Gefährdung des Calvinismus sprachen dagegen, die vermeintlich desolante
militärische Lage Schwedens und die Aussicht auf den Gewinn Pom-
merns dafür. Schweden deutete Verständigungsbereitschaft in der Pom-
mernfrage an, sprach aber keinen klaren Verzicht aus. Der Kurfürst ließ
Schwarzenberg freie Hand, dieser trat dem Prager Frieden bei. Das bedeu-
tete Krieg gegen die Schweden, die sich schon bald wieder als kampff-
kräftig erwiesen und der Mark in den folgenden Jahren fürchterliche
Schäden zufügten. Ungeschickte Versuche des Kurfürsten, Pommern
1637 nach dem Tode des letzten Herzogs mit einem eigenen Heer zu
erobern, verstärkten lediglich die Misere: Die Truppen erreichten nie die
angestrebte Stärke, sondern belasteten die eigenen Untertanen und konn-
ten nicht verhindern, daß große Teile der Mark unter schwedische Kon-
trolle gerieten. Auch die 1635 vollmundig angekündigte Unterstützung
von Kaiser und Reich verflüchtigte sich: 1640 empfahl der in Regens-
burg versammelte Reichstag Verhandlungen mit Schweden, notfalls auch
mit Zugeständnissen in der Pommernfrage. Die brandenburgische Politik
seit dem Prager Frieden hatte in eine Sackgasse geführt. Die Neuorientie-

ung wurde dadurch ermöglicht, daß Kurfürst Georg Wilhelm Ende 1640 starb und Schwarzenberg ihm wenige Wochen später folgte.

Der neue Landesfürst Friedrich Wilhelm, den man später wohl doch zu Recht den Großen Kurfürsten nannte, schloß einen Waffenstillstand mit Schweden und entließ die Truppen, die auch auf den Kaiser vereidigt und deshalb nur eingeschränkt verwendbar waren. Diese meines Erachtens unvermeidliche Maßnahme hat nicht nur die ältere preußisch-kleindeutsche Forschung negativ beurteilt, sondern auch Friedrich Wilhelm selbst in späteren Jahren. Richtig daran ist, daß der Kurfürst und seine Räte die Möglichkeiten eines Zusammengehens mit Schweden zunächst wohl allzu günstig eingeschätzt haben. Bezeichnend ist ihr bereitwilliges Eingehen auf das Vorhaben, eine Ehe zwischen Friedrich Wilhelm und König Gustav Adolfs einziger Tochter Christine zu stiften, die 1644 Königin wurde. Die Heirat hätte weder die politischen Probleme gelöst, noch waren die junge Fürstin oder auch der bis 1644 als ihr Vormund wirkende Reichsrat ernsthaft interessiert. Man gewinnt vielmehr den Eindruck, als habe Reichskanzler Oxenstjerna die Zurückhaltung Christines geschickt genutzt, um aus den Hoffnungen der Brandenburger politischen Gewinn zu ziehen. Daß diese schon bald das Verhältnis zu Schweden nüchterner einschätzten, beweist die 1643 anlaufende Werbung eigener Truppen. Mochte es sich zunächst auch nur um geringe Zahlen handeln, so belegten diese Werbungen doch den Anspruch Kurbrandenburgs auf eine eigenständige Politik. Dem entsprach es, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm eher und deutlicher als andere Reichsfürsten auf ein Zustandekommen der Westfälischen Friedensverhandlungen hinarbeitete. Er sicherte sich einen hochrangigen Leiter seiner Delegation in der Person Graf Johanns VII. von Sayn-Wittgenstein, eines ehemaligen schwedischen Offiziers. Dieser erwarb sich auf dem Kongreß nicht nur den Ruf eines Fachmanns für militärische Fragen, sondern konnte als Angehöriger des reichsunmittelbaren Hochadels seinen Rang innerhalb einer hierarchisch gestuften und auf repräsentatives Auftreten fixierten Gesellschaft zur Geltung bringen und damit vermeiden, schon bei Verfahrensfragen abgedrängt zu werden, wie dies Diplomaten von weniger hoher Abkunft geschehen konnte. Der Durchsetzung der brandenburgischen Ziele konnte dies nur dienlich sein. Die Verhandlungen über Pommern waren dadurch bestimmt, daß Schweden dieses Land als wichtigsten Teil seiner "satisfactio" forderte, als Entschädigung für seine Leistungen und Verluste im Kampf für die "teutsche

Freyheit" und das reine Wort Gottes, dabei aber den brandenburgischen Erbanspruch gelten ließ, verbal die Erwartung einer friedlichen Einigung bekundete und für eine angemessene Entschädigung Brandenburgs eintrat. Kurfürst Friedrich Wilhelm und seine Räte antworteten darauf mit dem Beharren auf ihrem Recht, das sicher subjektiv ehrlich war, aber auch die taktische Erwägung in sich schloß, zunächst Zeit vergehen zu lassen, damit der allgemeine Friedenswille sich in Zugeständnissen an Brandenburg niederschlagen könne, ohne dessen Zustimmung ja ein Friede nicht zu haben war. Diese Rechnung ging nicht auf; der entstehende Druck richtete sich nicht gegen Schweden, sondern gegen Brandenburg selbst. Angebote, Schweden Teile Pommerns zu überlassen, verdeutlichten schon bald den eigentlichen Streitpunkt, die Zukunft der handelspolitisch wichtigen Odermündungen mit dem Hafen Stettin. Hier stieß der Wunsch Kurfürst Friedrich Wilhelms, von dort aus am Überseehandel teilzunehmen, frontal auf das schwedische System der Ostseezölle. Schweden erhielt schließlich Stettin und alle drei Mündungen einschließlich eines Landstreifens rechts des Stroms, um dessen Breite noch bis 1653 zwischen Brandenburg und Schweden bilateral verhandelt wurde. Eine Verständigung kam überhaupt erst dadurch zustande, daß Ende 1646 der Kaiser äußerstenfalls einen Frieden nur mit Schweden dadurch zu erkaufen bereit war, der nordischen Macht auch gegen den Willen Brandenburgs, aber unter Garantie des Reiches ganz Pommern zu übergeben. Hier retteten den Kurfürsten die Differenzen zwischen Schweden und Frankreich. Dieses konnte an dem sich abzeichnenden Sonderfrieden des Kaisers mit Schweden kein Interesse haben, weil es dann gegen beide habsburgische Linien allein hätte weiterkämpfen müssen. Es wollte vielmehr durch einen allgemeinen Frieden im Reich erreichen, in Zukunft nur noch Spanien zum Gegner zu haben. Die massive Unterstützung der französischen Delegierten in dieser Phase ermöglichte den Brandenburgern eine Verständigung mit Schweden, die ihnen wenigstens Hinterpommern ließ. Auch bezüglich der Entschädigung profitierte Kurfürst Friedrich Wilhelm von den unterschiedlichen Vorstellungen der "fremden Kronen". Die Verwendung säkularisierter Bistümer als Verfügungsmasse entsprach den Vorstellungen des evangelischen Schweden; das katholische Frankreich hätte Brandenburg lieber Teile Schlesiens und damit habsburgisches Land gegeben. Sich auf diese Weise mit dem Kaiser zu verfeinden, kam dem Kurfürsten nicht in den Sinn, zumal ihm als Protestanten die Säkularisation geistlicher Fürstentümer nur recht sein konnte. Mit ihrer Zähigkeit

erreichten die Brandenburger eine beträchtliche Steigerung ihrer Entschädigung. Es war zunächst nur von Minden und einem Geldbetrag die Rede; der Kurfürst erhielt schließlich die Bistümer Minden und Halberstadt sowie die Anwartschaft auf das Erzbistum Magdeburg für den Todesfall des derzeitigen Administrators, eines sächsischen Prinzen.

Friedrich Wilhelm hat dennoch den Verlust Vorpommerns nicht verwunden; die ältere preußische Forschung in ihrer nationalstaatlichen Sicht hat daraufhin die Entschädigung als unangemessen bezeichnet. Aus der Sicht der Zeitgenossen muß ich dem widersprechen: Die Brandenburger konnten mit dem Erreichten zufrieden sein. Für Kurbrandenburg vorteilhaft oder wenigstens annehmbar waren auch die anderen wichtigen Ergebnisse. Das gilt zunächst für Sicherung und Ausbau der ständischen Komponente der Reichsverfassung: Der Kaiser wurde für Entscheidungen über Krieg und Frieden, Bündnisse und Steuern an Beschlüsse des Reichstags gebunden; die Reichsstände erreichten eine fast souveräne Stellung mit den Rechten, Truppen zu halten und Bündnisse zu schließen, diese durften sich indessen nicht gegen Kaiser und Reich richten. Für diese reichsrechtliche Sicherung der Möglichkeit eigenständiger Politik ist der Kurfürst schon früh entschieden eingetreten: In den Vorverhandlungen zum Kongreß wollte der Kaiser nur sich und allenfalls noch die Kurfürsten als Unterhändler für das Reich zulassen, während Frankreich und Schweden die Teilnahme aller Reichsstände, jedenfalls aber ihrer Verbündeten forderten. Brandenburg hat schon früh dieser zweiten Lösung zugestimmt und sich damit zunächst im Reich isoliert. Neben der richtigen Voraussicht, daß Frankreich und Schweden sich durchsetzen würden, war hier zweifellos der Wunsch am Werk, als eigenständiger politischer Partner anerkannt zu werden. Andererseits hat auch Brandenburg die Einschränkung des Bündnisrechts zugunsten von Kaiser und Reich mitgetragen. Diese Bestimmung kam überhaupt von den Reichsständen, die damit die Möglichkeiten Schwedens und Frankreichs begrenzen wollten, sich in Belange des Reiches einzumischen. Weniger intensiv haben die Brandenburger beim Ausbau der Rechte des Reichstags zu Lasten des Kaisers mitgewirkt; Friedrich Wilhelm war hier wie später bemüht, den traditionellen Vorrang des Kurfürstenkollegs zu erhalten, indirekt kam dies der Rechtsstellung des Kaisers zugute. Den Absichten Brandenburgs entsprachen auch die Bestimmungen über das Verhältnis der Konfessionen. Deren grundsätzliche Gleichrangigkeit wurde durch die Bestimmung gesichert,

daß in den Reichsorganen künftig über Religionsfragen nicht mehr mehrheitlich entschieden werden sollte, sondern nur noch durch Verhandlung zwischen den Bekenntnissen. Wichtig für die Hohenzollern war die reichsrechtliche Anerkennung des Calvinismus. Daß ein Fürst beim Übertritt zu diesem Bekenntnis seine Untertanen bei ihrem bisherigen Glauben lassen müsse, war für den Kurfürsten erträglich, entsprach dies doch Verpflichtungen, die schon seine Vorfahren gegenüber den überwiegend lutherischen Ständen der Kurmark eingegangen waren, seitdem 1613 Kurfürst Johann Sigismund Calvinist geworden war. Die Bestimmung entsprach der allgemeinen Tendenz des Friedensvertrags, an die Stelle des landesfürstlichen Verfügungsrechts in Glaubensdingen die Sicherung des status quo zu setzen. Vor allem in der Festlegung des "Normaljahrs" 1624 drückt sich dies aus. Um die Anerkennung des Calvinismus hatten sich die Delegierten Kurfürst Friedrich Wilhelms intensiv bemüht, waren aber dabei wiederholt auf den Widerstand des lutherischen Schweden gestoßen, das angesichts des Streits um Pommern den Brandenburgern auch in anderen Fragen gern Schwierigkeiten machte. Ohne die Mitwirkung des ebenfalls calvinistischen, mit Frankreich verbündeten Hessen-Kassel wäre dies Bekenntnis im Vertrag nicht so gut weggekommen. Im Vergleich zu anderen Reichsständen kann man Kurbrandenburg durchaus zu den Nutznießern des Westfälischen Friedens rechnen. Daß es Schweden in der Pommernfrage an der Erreichung seines Maximalziels gehindert und ihm einen Kompromiß abgerungen hatte, kennzeichnet im langfristigen Rückblick den Frieden von Osnabrück als Höhe-, aber auch Wendepunkt der schwedischen Großmachtstellung; es ist ein erstes Anzeichen dafür, daß sich das nordische Reich als Vormacht des nördlichen Deutschland nicht halten konnte und aus dieser Stellung in den folgenden Jahrzehnten zunehmend durch Brandenburg-Preußen verdrängt wurde. Voraussetzung hierfür war der Entschluß Kurfürst Friedrich Wilhelms, sich durch die Dürftigkeit seiner materiellen Mittel nicht von einer eigenständigen Außenpolitik auf der Grundlage einer wenn auch zunächst noch nicht sehr beeindruckenden militärischen Macht abhalten zu lassen. Der Verhandlungsverlauf zeigt, daß die anderen Mächte dies richtig verstanden. Wenn in Handbüchern die Darstellung der Regierungszeit des Großen Kurfürsten häufig 1648 einsetzt, dann ist das zwar chronologisch falsch, aber in dem übertragenen Sinne richtig, daß die für Brandenburg wichtigen Bestimmungen der Westfälischen Friedensverträge als ein

früher, aber für die gesamte politische Leistung dieses Fürsten typischer Erfolg gelten können.

Ernst Opgenoorth

Hinweise zur Literatur:

Wie beim gesprochenen Vortrag verzichte ich auf einen Nachweis der benutzten Werke im Einzelnen. Als nützliche neuere Gesamtdarstellung des Großen Krieges empfehle ich Johannes Burkhardt: *Der Dreißigjährige Krieg*. Frankfurt a. M. 1992, als Zugang zu den zahlreichen Einzelfragen der Forschung Konrad Reppen: *Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede. Studien und Quellen*. Paderborn 1998. Für die Friedensverhandlungen kann als "Klassiker" gelten Fritz Dickmann: *Der Westfälische Friede*. 1959, 8. Aufl., hrsg. v. Konrad Reppen, Münster 1992. Für die Rolle Brandenburgs kann ich immer noch empfehlen Ernst Opgenoorth: *Friedrich Wilhelm. Der Große Kurfürst von Brandenburg. Eine politische Biographie*. 2 Bde. Göttingen 1971, 1978.



*Herzliche
Einladung*

*zum Pontifikalamt am 29.08.1999, 15.00 Uhr
mit Bischof Dr. Reinhard Lettmann*

im Dom zu Münster

anläßlich der Seligsprechung von

Regina Protmann,

*Gründerin der Kongregation der Schwestern von der
heiligen Katharina, J. u. M.*

*Bereits um 14.30 Uhr wird die selige Regina Protmann
in einem Vorprogramm vorgestellt.*

*Alle Landsleute aus Stadt und Kreis Braunschweig,
alle Ermländer und alle Münsteraner,
die den Katharinschwestern verbunden sind,
rufen wir auf, diese große Frau aus dem deutschen Osten,
aus Münsters Patenstadt Braunschweig,
durch ihre Teilnahme am Festgottesdienst
gebührend zu ehren.*

Die Kreisgemeinschaft Braunsberg(Ostpr.) e.V.

lädt herzlich ein

zur Teilnahme am diesjährigen Kreistreffen am 11./ 12. September 1999 in der Stadthalle Münster-Hiltrup.

Wie im vergangenen Jahr bieten wir auch in diesem Jahr bereits am Samstagmorgen ein Vorprogramm an. Näheres hierzu auf Seite 22.

Wir beginnen am Sonnabend, dem 11. September um 15.00 Uhr mit der

Mitgliederversammlung.

Dieser satzungsgemäß vorgeschriebenen Veranstaltung kommt in diesem Jahr eine besondere Bedeutung zu, da ein neuer Vorstand zu wählen ist, dem der seitherige Vorsitzende, unser langjährige Kreisvertreter und Schriftleiter der Heimatbriefe Gerhard Steffen, aus Gesundheitsgründen nicht mehr angehören wird.

Alle Landsleute sind aufgerufen, einen Vorstand zu wählen, der die Arbeit für die aus ihrer Heimat vertriebenen und verbannten Landsleute auch im 21. Jahrhundert fortführt und mit Nachdruck in Deutschland wie in Polen daran erinnert, daß unser Recht auf Heimat und Besitz einen gleichen Stellenwert hat, wie jenes der in Asien oder auf dem Balkan aus ihrer Heimat vertriebenen Menschen. Menschenrechte sind unteilbar und verjähren nicht.

In gleichem Maße ist es unsere Pflicht, mit den Menschen, die heute in unserer Heimat wohnen, freundschaftliche Kontakte zu pflegen, aber gleichfalls jede Gelegenheit zu nutzen, ihnen die wahre Geschichte unserer Heimat, die ihnen bewußt vorenthalten wird, zu vermitteln.

Das weitere Programm finden Sie auf der Rückseite.

**Jahrestreffen der Kreisgemeinschaft
Braunsberg (Ostpreußen)
am 11./12. September 1999 in der Stadthalle
Münster-Hiltrup**

Sonnabend, den 11.09.1999

- 10⁰⁰ Uhr **Hauptbahnhof** - für Interessierte bieten wir ein Vorprogramm an. Näheres siehe Seite 22.
- 15⁰⁰ Uhr **Mitgliederversammlung mit Rechenschaftsbericht und Neuwahl des Vorstandes**
- anschl. **Begegnung der Landsleute** aus den Städten, Dörfern und Gemeinden;
Gelegenheit zur Teilnahme an einer Dia-Schau mit Bildern aus dem alten Braunsberg
- ab 17⁰⁰ Uhr **Geselliges Beisammensein**
Im großen Saal Unterhaltungs- und Tanzmusik

Sonntag, den 12.09.1999

- 9⁰⁰ Uhr **Katholischer Gottesdienst** in der Clemenskirche in Münster-Hiltrup.
Die evangelischen Landsleute sind herzlich eingeladen.
- 10¹⁰ Uhr **"Festliche Stunde"**
im großen Saal der Stadthalle Münster-Hiltrup
mit folkloristischen Darbietungen
- 14⁰⁰ Uhr **Der neue Vorstand** stellt sich vor und erläutert sein Programm für die weitere Arbeit
- anschl. **Geselliges Beisammensein**
mit folkloristischen Darbietungen

Vorprogramm anlässlich unseres Kreistreffens am Sonnabendvormittag.

Wie bereits auf den beiden vorherigen Seiten angekündigt, sind interessierte Besucher unseres Kreistreffens herzlich eingeladen zu einem Besuch des bäuerlichen Freilichtmuseums Mühlenhof am Aasee, das zeigt, wie die Menschen in Westfalen früher auf dem Land lebten. Die Sonderführung für unsere Gruppe beginnt um 11.00 Uhr.

Abfahrt um 10.20 Uhr mit dem Bus Nr. 14 ab Bushaltestelle A 2, Hauptbahnhof. Treffen dort um 10.00 Uhr.

Von der Haltestelle Bockwindmühle sind es noch ca. 10 Minuten Fußweg bis zum Eingang des Museums. Wir lösen Tagesgruppenkarten für den Bus, die auch für die Fahrt nach Hilstrup gelten.

Das Museum ist auch mit dem Pkw zu erreichen. Vom Kolde-Ring bzw. Kardinal-von-Galen-Ring in die Sentruper Straße einbiegen, von der ein kleiner ausgeschilderter Weg auf der linken Seite zum Parkplatz des Museums führt.

Die Karten für Eintritt und Führung einschließlich Busfahrten betragen 10,00 DM, ohne Busfahrten 7,00 DM

Falls sich mindestens 20 Personen anmelden, besteht die Möglichkeit, im Anschluß an die Führung um 12.30 Uhr im Museum ein gemeinsames Essen einzunehmen.

Ich bitte um Ihre schriftliche oder telefonische Anmeldung bis spätestens 25.08.1999 (Anzahl der Personen, Teilnahme an Busfahrt und Mittagessen) bei Gudrun Bogdanski, Kinderhauser Str. 65, 48147 Münster, Tel.: 02 51 - 27 74 44.

Rückblick auf 15 Jahre Arbeit
für die Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpr.) e.V.,
die Landsmannschaft Ostpreußen,
und die Ermlandfamilie
in Ermländervertretung und Ermländerrat
von *Gerhard Steffen*

Liebe Landsleute,
mit diesem Heimatbrief möchte ich mich als ihr langjähriger Kreisvertreter von Braunsberg und Schriftleiter der Heimatbriefe für den Kreis Braunsberg verabschieden. **Keiner lebt ewig.** Wenn man merkt, daß die Kräfte nachlassen, muß man auch bereit sein, die übernommenen Aufgaben in andere Hände zu legen. Sie haben am 11. September 1999 Gelegenheit, in der Mitgliederversammlung im Rahmen des diesjährigen Kreistreffens in der Stadthalle zu Münster-Hiltrup einen neuen Vorstand zu wählen, der in Treue zu unserer angestammten Heimat die Arbeit für die Landsleute in Deutschland und in der Heimat weiterführt und Ihre und deren Interessen im gesellschaftspolitischen Bereich in Zukunft vertritt.

Vor 15 Jahren - am 23.09.1984 - wurde ich für den schwer erkrankten Chronisten Walter Merten, als stellvertretender Kreisvertreter in den Vorstand der Kreisgemeinschaft gewählt. Ich wiegte mich in der Hoffnung, nicht gefordert zu werden, denn der Kreisvertreter Otto Wobbe schien rüstig und gesund. Ich selbst hatte zu diesem Zeitpunkt keine Ahnung von der Vertriebenenarbeit und ihren Organisationen, denn berufliche und familiäre Verpflichtungen hatten mir in der Vergangenheit dafür keinerlei Zeit gelassen. Es sollte anders kommen.

Wegen einer ernsthaften Erkrankung des Kreisvertreters, mußte ich ab Mai 1985 die laufenden Geschäfte übernehmen und die Kreisgemeinschaft auch in den Gremien der Landsmannschaft Ostpreußen vertreten. Die im September 1985 fällige Neuwahl des Vorstandes konnte aus verinsrechtlichen Gründen nicht durchgeführt werden. So blieb mir Zeit, alles zu überdenken und die Lage mit dem Vorstand zu erörtern. Als ein besonderes Problem erwies sich damals das wenig erfreuliche Verhältnis zwischen Ermlandfamilie und Landsmannschaft Ostpreußen. Dieses erschien mir derart belastet, daß ich davor zurückschreckte, hier zwischen zwei Mühlsteinen zu geraten. Noch wenige Tage vor der Neuwahl des Vor-

standes stand mein Entschluß fest, nicht zu kandidieren. Da erreichte mich ein Brief des Apostolischen Visitators der Ermländer, in dem er mich in die neugewählte Ermländervertretung berief. Es schlossen sich neue Beratungen und Überlegungen an, die schließlich darin mündeten, daß ich mich zur Wahl stellen sollte, um bei positivem Entscheid nichts unversucht zu lassen, das Verhältnis zwischen Ermlandfamilie und Landsmannschaft zu entkrampfen.

Am 14.09.1986 wählte mich die Mitgliederversammlung zum Vorsitzenden der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpr.) e.V. und damit zum Kreisvertreter von Braunsberg.

Vom 19. - 21.09.1986 tagte die neu gewählte Ermländervertretung, in deren Verlauf der Apostolische Visitator Ermland (AVE) mir seinen Wunsch kundtat, mich auch als Mitglied des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußens zu sehen.

Bei der nächsten Sitzung der Ostpreußischen Landesvertretung in München wurde ich von mehreren Kreisvertretern für ein Amt im Bundesvorstand vorgeschlagen und tatsächlich auch am 19.10.1986 in den Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen gewählt. Nach zweimaliger Wiederwahl schied ich im November 1995 aus diesem Gremium aus.

Diese Ämterhäufung innerhalb eines Monats war für mich erdrückend. Sie traf mich zu einem Zeitpunkt, als ich aus Gesundheitsgründen meine Berufstätigkeit hatte aufgeben müssen. Was sich anfangs als ein Ausgleich darstellte, entwickelte sich nach dem politischen Umschwung in Osteuropa dann doch zu einer neuen Belastung, die irgendwann zu einem Ende führen mußte.

Die Situation der Kreisgemeinschaft entsprach keineswegs meinen Vorstellungen von einer verantwortungsbewußten Repräsentation so vieler Landsleute. Die Kreisgemeinschaft verfügte über keine aktuelle Kartei. Sie hatte folglich auch keine Verbindung zu den Landsleuten, sondern beschränkte sich auf die Begegnung mit jenen, die zum jährlich stattfindenden Kreistreffen in die Patenstadt Münster kamen. Um die Unkosten dieses Treffen abzudecken, gewährte die Stadt Münster einen Zuschuß aus öffentlichen Mitteln. Das Kassenbuch der Kreisgemeinschaft wies einen Minusbetrag von 8,14 DM aus. Folglich wartete viel Arbeit auf mich.

Aus einer Handwerkerfamilie stammend, mit erworbenen Kenntnissen für den Verwaltungsdienst und ausgestattet mit all jenen Tugenden, die man "ostpreußisch" nennt, begab ich mich an die Arbeit. Ich hatte "ja" gesagt, wenn auch mit vielen Bedenken. Nun galt es zu überlegen und zu handeln. Der mir zur Seite gestellte Vorstand war zu überzeugen, welche Aufgaben in Angriff zu nehmen waren.

Die Satzung mußte überarbeitet werden. Eine Kartei war notwendig. *Die bei der Patenstadt Münster vorhandene Kartei aus den 50iger Jahren war total veraltet und unbrauchbar. Sie hatte den Charakter einer Bestandskartei, aller früheren Bewohner der Dörfer und Städte und wer die Flucht überlebt hat. Was wir hingegen brauchten, war eine aktuelle Anschriftenkartei, um die Landsleute auch tatsächlich zu erreichen.* Mit einem Heimatbrief sollte der Kontakt zu den Landsleuten hergestellt werden. Und um das alles auch bezahlen zu können, benötigten wir Spenden. Damit diese auch steuerlich absetzbar waren, mußte der Verein vom Finanzamt als "gemeinnützig" anerkannt werden. Ein schönes Stück Arbeit. Von einem allein nicht zu bewältigen.

Nach Abstimmung mit Amtsgericht und Finanzamt konnte von der Mitgliederversammlung 1988 eine neue Satzung endgültig verabschiedet werden und im gleichen Jahr wurde uns vom Finanzamt die beantragte Gemeinnützigkeit zuerkannt.

Bis zu diesem Zeitpunkt war es uns auch gelungen eine Kartei mit 3.600 Anschriften von Landsleuten zu erstellen, die wir bis zum darauffolgenden Jahr auf 7.500 erweitern konnten. Mit einem Rundbrief wandten wir uns 1988 und 1989 an die Heimatfreunde und legten ihnen unsere Absichten für die Zukunft dar, insbesondere das Vorhaben, ab 1990 einen Heimatbrief herauszugeben. Das Vorhaben wurde realisiert, und seit dem erhalten Sie regelmäßig -Dank Ihrer Spendenbereitschaft- den Heimatbrief für den Kreis Braunsberg.

In jene Zeit fiel auch das Ende der kommunistischen Herrschaft im Ostblock. Schon bald eröffneten sich Wege, in der Heimat mit den neuen kommunalen Vertretern Kontakte zu knüpfen und die dort verstreut lebenden Deutschen zu sammeln, ihnen beizustehen und sie zu unterstützen. Gerade in den Anfangsjahren erwies sich meine Tätigkeit im Bundesvorstand der Landsmannschaft dabei als nützlich und hilfreich.

Die dabei gesammelten positiven Erfahrungen erlaubten es, schon 1991 den polnischen Bürgermeister von Braunsberg mit einer kleinen Delegation zu unserem Kreistreffen nach Münster einzuladen. Dieses Wagnis wurde von unseren Landsleuten in der Vertreibung akzeptiert. Die Haltung des Vorstandes blieb klar. Wenn wir für unsere Landsleute in der Heimat etwas erreichen und der geschichtlichen Wahrheit zum Durchbruch verhelfen wollen, dann muß ein offenes Klima zu den polnischen Verhandlungspartnern geschaffen werden. Gleichzeitig sollte versucht werden, auch auf die polnische Bevölkerung zuzugehen. In diese Richtung bewegte sich unsere Arbeit, und wenn ich heute zurückschaue, kann ich sagen, sie war erfolgreich. Ich halte es für notwendig, meinem damaligen Stellvertreter im Vorstand, Ernst Matern, und unseren polnischen Gesprächspartnern, von denen manche zu Freunden geworden sind, aufrichtig Dank zu sagen.

Die Sammlung und Festigung der in der Heimat lebenden deutschen Menschen, war eine der ersten und wichtigsten Aufgaben. Das ging nur in Zusammenarbeit mit den polnischen Behörden. So wurde ein nach polnischem Recht eingetragener Verein gegründet, und ein Versammlungsraum eingerichtet. Die dafür notwendigen Mittel wurden über die Landsmannschaft Ostpreußen von der Bundesregierung bezuschußt. Die Realisierung erforderte aber eine Menge Arbeit und manche Fahrt in die Heimat war notwendig.

Zwei Höhepunkte möchte ich erwähnen. Die Kreisgemeinschaft konnte in den Jahren 1996 und 1998 in Braunsberg Begegnungstreffen mit den polnischen Einwohnern durchführen. Dazu waren wir einmal mit 5 Bussen und das andere mal mit 3 Bussen in die Heimat gefahren. Fernsehen und Presse nahmen davon positiv Kenntnis und berichteten darüber. Unser Landsmann Manfred Ruhнау hatte alles bestens vorbereitet und organisiert und verdient dafür hohes Lob und Dank.

Ich möchte an dieser Stelle aber auch den vielen Stadt- und Dorfgemeinschaften danken, die in ähnlicher Weise über viele Jahre hinweg gute nachbarschaftliche und freundschaftliche Kontakte zu ihren Städten und Gemeinden gepflegt haben. Daß dabei nicht nur menschliche Beziehungen und persönliche Hilfen für viele Familien in Gang kamen, sondern auch größere Hilfsmaßnahmen beim Erhalt unserer Kulturdenkmäler (Kirchen, Kapellen und Friedhöfe) eingeleitet wurden, ist von polnischer Seite dankbar anerkannt worden.

Als Vorsitzender der Kreisgemeinschaft konnte ich schon 1993 mit Unterstützung eines Pharma-Unternehmens Medikamenten-Lieferungen für das Hospital in Braunsberg organisieren. Als diese Quelle später versiegte, habe ich bis heute die Beschaffung und Überbringung von Medikamenten in etwas bescheidenerem Umfang selbst organisiert und durchgeführt. Damit konnte bei der Versorgung der Bevölkerung wertvolle Hilfe geleistet werden.

Persönliche Kontakte habe ich auch zu einer Kinderkrippe unterhalten, der seit geraumer Zeit eine Abteilung für behinderte Kinder angegliedert ist. Bei meinen Besuchen wurde ich stets von den Kindern liebevoll und herzlich begrüßt. Natürlich ging ich dort nicht mit leeren Händen hin, sondern habe insbesondere zu Weihnachten und Ostern mit kleinen Gaben den Kindern Freude bereiten können.

Meine Besuche bei den Katharinen-Schwestern in Braunsberg, Wormditt und anderswo bedürfen eigentlich keiner besonderen Erwähnung. Sie waren und sind einfach selbstverständlich. Schließlich begegnete ich dort so manch einer Schwester aus alten ermländischen Familien. Der Gedankenaustausch erwies sich jedesmal als besonders wertvoll. Immer waren die Schwestern hilfsbereit und unterstützten unsere Arbeit in der Heimat.

Ebenso selbstverständlich waren für mich die Kontakte zur katholischen Kirche. Ob das nun in Braunsberg und Frauenburg oder auf den Dörfern oder gar in Allenstein bei der bischöflichen Kurie oder dem bischöflichen Archiv war, überall wurde ich freundlich aufgenommen und die dabei geführten Gespräche waren stets verständnisvoll und fruchtbar.

Mit den kommunalen Behörden in Braunsberg und Frauenburg entwickelten sich verständnisvolle, ja freundschaftliche Beziehungen. Sie, liebe Landsleute, haben das bei unseren Treffen in Münster mehrfach erlebt, wenn kleine oder auch größere Gruppen, Deutsche und Polen, aus der Heimat anwesend waren. Ich hatte die Freude, allein oder zusammen mit anderen Vorstandsmitgliedern, von polnischer Seite eingeladen zu werden. Diese Gelegenheit nahm ich wahr, mich polnischen Bürgern als ehemaliger Braunsberger vorzustellen und auf das Unrecht der Vertreibung hinzuweisen.

Unser Bemühen, die Vorurteile zwischen unseren Völkern abzubauen und gute zwischenmenschliche, ja freundschaftliche Beziehungen zu ermöglichen, veranlaßte uns, die politisch Verantwortlichen unserer Patenstadt Münster nach Braunsberg einzuladen, um sie an den Früchten unserer Arbeit teilnehmen zu lassen. Bei zwei Fahrten, im Mai 1994 und Juni 1995, konnten die Vertreter des Rates der Stadt Münster unsere Heimat kennenlernen und sich davon überzeugen, daß wir dort wertvolle Dienste für gutnachbarschaftliche Beziehungen geleistet und inzwischen viele Freunde gewonnen haben.

Einige Politiker wollten das wohl nicht wahr haben, denn nach Münster zurückgekehrt, sorgten sie dafür, daß der bisher gewährte Zuschuß für die Kreisgemeinschaft gestrichen, und der gleiche Betrag für Maßnahmen in Polen für Polen im Haushalt umgewidmet wurde.

Ungeachtet dieser für mich nicht nachzuvollziehenden Entscheidung, haben wir unsere Beziehungen zu den Menschen in unserer Heimat weiter ausgebaut.

So wurde bei der Bibliothek der Stadt Braunsberg ein Archiv wertvoller geschichtlicher Werke eingerichtet und ständig ergänzt, damit für die Aufarbeitung der Geschichte unserer Heimat authentisches Material zur Verfügung steht. Auch die Bücherei des Klosters in Braunsberg wurde ergänzt.

Um so mehr freuen wir uns, daß unsere Landsleute in Deutschland und im westlichen Ausland durch ihre Spenden unsere Arbeit weiter ermöglichen.

Bemerkenswert war für mich die Reaktion eines ehrenwerten polnischen Gesprächspartners seit vielen Jahren, heute Mitglied im polnischen Senat. Vor einigen Monaten sagte er zu mir: "Bei unseren Gesprächen - vor allem am Anfang der neunziger Jahre - habe ich manchmal geschluckt. Heute weiß ich, Sie haben immer die Wahrheit gesagt, und ich möchte hinzufügen: Sie haben nie provoziert." Für dieses Bekenntnis habe ich mich aufrichtig bedankt. Es war für mich die schönste Anerkennung, die mir zuteil werden konnte.

Neben der Ausstattung von Bibliotheken und Archiven gab es auch noch andere Projekte, bei denen wir uns eingebracht haben. Einigen von Ihnen ist sicher bekannt, daß es eine deutsch-polnische Stiftung gibt, die aus den Zinsen deutscher Kredite an Polen gespeist wird, auf deren Rückzahlung

die Bundesrepublik Deutschland verzichtet hat. Aus dem Stiftungsvermögen werden Projekte bezuschußt, die im beiderseitigen deutsch/polnischen Interesse liegen. Der Rahmen dafür ist weit gesteckt. Immer muß bei einem polnischen Antragsteller ein deutscher Befürworter und bei einem deutschen Antragsteller ein polnischer Befürworter das Projekt mittragen.

Für die Kreisgemeinschaft habe ich an mehreren Projekten mitgewirkt.

- ◆ Für den Wiederaufbau der Wallfahrtskirche in Pettelkau konnte die Bereitstellung eines größeren Betrages erreicht werden.
- ◆ Für die Innenausstattung des medizinischen Zentrums in Frauenburg gab es auch einen ansehnlichen Zuschuß.
- ◆ Unser Bemühen um einen Zuschuß für den Bau der Kläranlage in Braunsberg blieb ohne Ergebnis. Das Projekt war zu teuer.
- ◆ Der Antrag auf Erneuerung bzw. Restaurierung der Kirchenfenster des Frauenburger Doms ist bedauerlicherweise ins Stocken geraten; eine Entscheidung steht bis heute aus.
- ◆ Für die Finanzierung eines Buches über die Geschichte Frauenburgs wollte die Stadt einen Zuschußantrag stellen.
Wir haben diesen Antrag erst nach einem ausführlichen Gespräch mit dem Bürgermeister und einem der Herausgeber - wenn auch sehr besorgt - befürwortet, nachdem wir unsere Auffassung zur Geschichte mit Nachdruck vertreten haben.
- ◆ Schließlich läuft noch ein Antrag zur Behebung der baulichen Schäden an der Kreuzkirche in Braunsberg, dem wir vorbehaltlos zugestimmt haben.

Trotz all dieser materiellen Hilfe und Unterstützung war und bleibt für mich von entscheidender Bedeutung das Bemühen um gutnachbarschaftliche, ja freundschaftliche Beziehungen zu den Menschen, die heute in unserer Heimat leben, denn sie tragen an dem Unrecht der Vertreibung keinerlei Schuld. Vielfach waren auch ihre Eltern und Großeltern von einer ähnlichen Vertreibung betroffen.

Unseren deutschen Landsleuten in der Heimat das Leben einigermaßen erträglich zu machen, muß auch weiterhin unsere vordringliche Sorge bleiben.

Dankbar können wir feststellen, daß dieser Weg Früchte getragen hat, auch wenn dies nicht in spektakulären Aktionen geschieht.

Auch im kirchlichen Bereich gab es viele positive Begegnungen, die manche negative Erscheinungen nicht nur ausglich, sondern bei weitem übertrafen. Ich möchte stichwortartig erwähnen:

- ◆ Juni 1991 - Einladung zum Hauptgottesdienst anlässlich des Papstbesuches in Allenstein. Gleichzeitig: erster katholischer Gottesdienst in deutscher Sprache in der Herz-Jesu-Kirche zu Allenstein;
- ◆ November 1991 - Einladung zu einem Festhochamt mit dem Herrn Erzbischof in der Braunsberger Pfarrkirche anlässlich des polnischen Nationalfeiertages;
- ◆ Juni 1993 - Einladung nach Allenstein zu den Feierlichkeiten anlässlich des 750 jährigen Bestehens der Diözese Ermland;
- ◆ September 1993 - Einladung zur Krönung der restaurierten Marienstatue aus dem Jahre 1504 im Frauenburger Dom;
- ◆ Mai 1994 - Überreichung gleicher Bischofskreuze an den polnischen Erzbischof, Dr. Edmund Piszcz, und den deutschen Apostolischen Visitator Ermland, Prälat Johannes Schwalke, in Dietrichswalde, die von einem Braunsberger gestiftet waren und Ausdruck für Kontinuität, Einheit und Versöhnung sein sollten;
- ◆ 1991 - 1999 - wiederholte Kontakte und Besuche bei der Kurie in Allenstein und vielen Pfarreien und Klöstern im Kreisgebiet.

So kann ich nach 15 Jahren aufopferungsvoller Tätigkeit für die Kreisgemeinschaft und unsere Heimat eine positive Bilanz ziehen.

Möge der neue Vorstand diese Arbeit fortsetzen und in Verantwortung für die Menschen, die in unserer Heimat verwurzelt waren, aber auch für jene, die heute dort neue Wurzeln schlagen - Deutsche und Polen - auf der Grundlage der geschichtlichen Wahrheit, frei von Vorurteilen, in gegenseitiger Achtung und Würde, an einer friedlichen Zukunft bauen.

Liebe Landsleute,

wir stehen am Beginn eines neuen Jahrhunderts und eines neuen Jahrtausends. Als Schicksalsgemeinschaft sind wir zwar gebeutelt aber doch ungebrochen und stark. Nach dem 2. Weltkrieg hat man uns enturzelt, entrechtet, geächtet und jeglicher Habe beraubt.

Den Politikern paßten wir nicht ins Konzept. Man brauchte uns nur, um gewählt zu werden. Aber all ihr Handeln lief darauf hinaus, uns in Vergessenheit zu bringen. Wir sind daran nicht ganz unschuldig, denn wir warfen keine Molotow-Cocktails und schlugen keine Fensterscheiben ein. Dafür verzichteten wir feierlich auf Rache und Gewalt und halfen treu und brav mit, unser Restdeutschland aufzubauen.

Was uns anfangs noch Halt und Zuversicht gab, war unser Glaube an einen gerechten Gott und eine heilbringende Kirche.

Aber auch unsere Kirche - und das sage ich als treuer katholischer Ermländer - hat uns viel, ja sehr viel zugemutet. Hier meine ich die Amtskirche, denn Kirche Jesu Christi sind wir alle, die Gemeinschaft der Getauften.

- ♦ Da war und ist zunächst die polnische katholische Kirche, die am Ende des 2. Weltkrieges "uraltes polnisches Gebiet" wieder an sich brachte. Ein Vertreter der polnischen Hierarchie (Kardinal Hlond), zwang ohne Auftrag die ostdeutschen Bischöfe und Ordinarien zum Amtsverzicht und schaffte damit die Voraussetzungen für ihre Ausweisung durch staatliche Stellen. Und dieser selbstherrliche kirchliche "Würdenträger", der so "brüderlich", lieblos, so unchristlich handelte, soll jetzt zur Ehre der Altäre erhoben und als Vorbild dem gläubigen Volk dargestellt werden.
- ♦ Da ist ein "polnischer" Papst, der in Stettin "uralten polnischen Boden" küßte. Der andererseits in Asien Vertreibung ächtet und die Rückkehr der Vertriebenen und die Rückgabe ihres Eigentums fordert, aber in Osteuropa - in seinem Heimatland - das gleiche Unrecht geschehen läßt und es verschweigt.
- ♦ Da gibt es einen polnischen Primas, der noch vor wenigen Jahren behauptete, in seinem Land gäbe es keine Deutschen mehr, deshalb sei auch die Forderung nach deutschsprachiger Seelsorge abzulehnen. Heute ist polnischerseits staatlich anerkannt, daß es eine große

deutsche Minderheit in Polen gibt, und deutsche Seelsorge wird nicht mehr generell verweigert.

- ♦ Da gibt es in Deutschland eine Bischofskonferenz, die unsere ost-deutschen Bistümer für Geld verschachert, indem sie sich für die staatliche Verpflichtung auf Unterhalt der Kurien, Prälaten und sonstigen Amtsträger, wie sie im Konkordat festgeschrieben ist, von der Bundesregierung eine hohe Abfindung zahlen läßt und aus dem Konkordat ausklammert. Damit wurde die größte deutsche Kirchenprovinz Breslau liquidiert.

Das gleiche Gremium nahm bereits 1984 den Apostolischen Visitatoren der Vertreibungsgebiete das Stimmrecht in der Bischofskonferenz und schloß sie zum 01.01.1999 aus ihrer Gemeinschaft gänzlich aus.

Das Amt des Apostolischen Visitators für die Ermländer in Deutschland ist folglich mit Beginn dieses Jahres erloschen. Wer daran die Hauptschuld trägt, bleibt weiterhin unklar. Es ist jedoch unübersehbar, daß Vatikanisches Staatssekretariat, Nuntiatur in Deutschland und Deutsche Bischofskonferenz eine Allianz eingegangen sind. Man gewinnt den Eindruck, als ob sich die genannten Stellen gegenseitig dafür die Schuld zuschieben. Die "Neuordnung der Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge in Deutschland" durch die Bischofskonferenz, wie sie uns heute vorgestellt wird, ist nichts anderes als eine Augenwischerei, um nicht gänzlich das Gesicht zu verlieren. Für die betroffenen Heimatvertriebenen und die Öffentlichkeit ist sie allein ein Trostpflaster und soll nur von der eigentlichen Absicht, das Problem der deutschen Heimatvertriebenen, ein für allemal in Vergessenheit geraten zu lassen, ablenken.

Tatsache ist, daß nun auch die katholische Kirche uns Ermländer heimatlos gemacht hat. Damit hat sie mit den Politikern gleichgezogen.

Inzwischen alt geworden, bleibt den schwer geprüften deutschen Heimatvertriebenen nur noch die Zuflucht bei einem gerechten Gott.

Das Erbe der Heimat
- ein unerschütterlicher Glaube -
möge unserer Heimat und der Welt
Versöhnung und Frieden bringen.

Liebe Landsleute,

mit der Ausdehnung der bisherigen Vertriebenenenseelsorge auf Umsiedler und Aussiedler - gleich woher sie kommen - unter Einbeziehung der Asylanten kann man heute in unserer Gesellschaft Aufmerksamkeit gewinnen. Wen wundert es, wenn dann die Frage gestellt wird, wer in unserem Lande mehr beachtet wird, der Ausländer oder der seiner Heimat beraubte Deutsche.

Und wenn man dann noch beobachtet, wie die christlichen Kirchen den Islam in unserem Lande hoffähig machen, muß man sich fragen, ob hier nicht leichtfertig oder absichtlich die Errungenschaften des christlichen Abendlandes - oder sogar das Christliche schlechthin - aufgegeben werden.

In unserer heutigen Gesellschaft wird alles in Frage gestellt. Alles ist Veränderungen unterworfen. Was es gestern noch zu bewahren galt, ist heute überholt, und morgen muß schon wieder etwas Neues her.

Es hat den Anschein, als ob alles, was gestern war, heute vergessen ist. Doch so stimmt das auch wieder nicht.

Vergessen ist nur, was dem deutschen Staat und dem deutschen Volk zugefügt wurde. An die Bombardierungen von Städten mit der Vernichtung der Zivilbevölkerung, an die Vertreibung von 12 Millionen Menschen aus uraltem deutschen Staatsgebiet, an die Ermordung und Vergewaltigung von Kindern, Frauen und Greisen sowie die Verschleppung von Aber-tausenden nach Sibirien darf heute nicht mehr erinnert werden. Das stört angeblich den Frieden und das Zusammenleben der Völker.

Was Deutschland hingegen unter der Herrschaft des Dritten Reiches anderen an Unrecht zugefügt hat, wird nicht nur wachgehalten, sondern täglich von neuem aufbereitet, damit wir aus Schuldgefühlen nicht mehr herauskommen und der Forderung nach immer neuen Entschädigungen willig nachkommen.

**Das ist kein Weg, der zum Frieden führt,
der die Menschen zusammenwachsen läßt
und Unrecht überwinden hilft.**

Wir heimatvertriebene Deutsche haben immer wieder betont:

Nur Wahrheit und Gerechtigkeit führen zum Frieden.

Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Graz

"Da haben Sie aber Glück gehabt, hier kommt man sonst nicht hinein", sagte eine Dame, als ich ungefragt mit einer kleinen Gruppe tief in den Keller des einstigen Deutschordenshauses geklettert war. Einen Hinweis auf Deutschordenswein hatte ich über den Kellerstufen gesehen, in den Regalen aber konnte ich keinen entdecken. Glück gehabt hatte ich auch deshalb, weil ich das Haus überhaupt gefunden hatte. Gemäß dem Prospekte "Kleine Grazer Geschichte", herausgegeben von "Graz-Tourismus", steht das "Haus des Deutschen Ritterordens mit der sehenswerten Murnokkerl Pflasterung im Innenhof" nämlich in der



Sporgasse 10. Tatsächlich aber trägt das große Eckgebäude mit dem Deutschordenskreuz die Hausnummer 22. Als ich im Innenhof aus dem 16. Jahrhundert vergeblich nach einem weiteren Hinweis auf den Orden suchte, drückte mir ein älterer Herr einen bunten Prospekt der Priesterbruderschaft St.Pius X. in die Hand. Der alte Deutschordenshof gilt heute als "Marcel Lefebvre Gedächtnisstätte". Eine große runde Gedenktafel erinnert an den streitbaren französischen Bischof, der sich nach dem Zweiten Vaticanum von Rom löste.

Die viel wichtigeren und älteren Deutschordensbauten von Graz erwähnt der Prospekt überhaupt nicht. Sie liegen mehr am Stadtrand, im Leech. Im selben Jahr wie in Bremen kam es dort 1233 zur Gründung einer Komende. Herzog Heinrich II. schenkte dem damals noch ganz jungen Orden die St. Kunigundenkirche, zu der auch noch sechs Dörfer gehörten. Dieses 1203 erbaute Gotteshaus wurde 1250 von den Ungarn zerstört, als Marienkirche aber bald an derselben Stelle auf einem sanften Hügel inmitten eines sumpfigen Geländes neu errichtet.

Die Ordenskirche dient heute als Universitätskirche von Graz. Daß sie, wie der einstige Hochmeister Marian Tumler in seiner Ordensgeschichte schreibt, einer mächtigen Domkirche gleicht und während der Türkenkriege eine Fluchtkirche war, kann der heutige Besucher nur schwer nachvollziehen. Das Gotteshaus ist inzwischen von drei Seiten so zugebaut, daß zum Beispiel ein Gesamtfoto nicht möglich ist.

Der Deutsche Orden ist in der Kirche vielfach präsent. Das beginnt beim Tympanon vom ausgehenden 13. Jahrhundert mit der von zwei Deutschordenskreuzen flankierten Ordenspatronin Maria. Neben mehreren Grabsteinen mit dem Ordenskreuz schmückt das Ordenskreuz auch die hübsche Holzkanzel. Der Komtur Sigmund Freiherr zu Eckh hat im Jahre 1616 auf seinen Grabstein meißeln lassen: "Ich bitte Dich Herr Jesu Christ samt Deiner werten Jungfrau Mutter Maria: Du wollest mich aus Gnad und Barmherzigkeit vor dem Feind behüten und bewahren und mir vor meinem Abschied wahre Reue und Buße aller meiner Sünden mitteilen, mich auch, wenn ich erfordert werde, gnädiglich empfangen."

Die Feinde waren vermutlich die Türken. Einer von Eckhs Vorgängern hatte 1502 am Leech türkische Freischärler besiegt. An einem Eckhaus vor der Kirche gibt es einen aus dem Jahre 1621 stammenden alten Grenzstein des Ordens. Auf einer anderen Steintafel am Haus Zinzendorfsgasse 3 heißt es: "In diesem Teutschen Ordens Haus haben die Steyrer ihr Asylum und Zuflucht von uns zum Rechten vermög gemeiner Landts-handfest. Johann Cobenzl de Prosegg Commendator Anno 1583."

Norbert Matern (KK-1033)

Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Erfurt

Thüringen, die älteste Ballei des "Deutschen Ordens" in Deutschland, galt stets als ein "besonderes Kleinod". Zu Beginn der Reformation gehörten dem Orden dort 24 Kommenden, rund 150 Kirchen und zahlreiche Kapellen. Davon ist ihm nichts geblieben. Wer sich jedoch heute auf Spurensuche begibt, kann sich an Lage und Umfang des einstigen Besitzes schnell ein Bild davon machen, welche Bedeutung der Orden für Thüringen selbst und den Deutschordensstaat jenseits der Weichsel hatte. Ein guten



Beispiel dafür ist die Landeshauptstadt Erfurt.

Zwischen der berühmten Krämerbrücke und dem Augustinerkloster mit der Lutherzelle steht am "Breitstrom" der weithin sichtbare Nikoleiturm. Er ist das einzige, was von der Kirche geblieben ist, zeugt aber davon, daß sich der Orden an der via regis, der wichtigen Handelsstraße vom Rhein nach Rußland, niedergelassen hatte, direkt am schnellsten Weg in seinen Ordensstaat. Nach der Wende wurde am

Tor ein wappenähnliches Schild angebracht: "Nikoleikirchturm, Gründung der Kirche Anfang des elften Jahrhunderts. Um 1360 wurde der Turm erbaut. 1744 wurde das Kirchenschiff abgebrochen. Die Kirche war seit 1284 im besitz des Deutschen Ordens."

Das verwitterte Tor ist verschlossen. Im ehemaligen Kirchgarten liegt Gerümpel von einem Handwerksbetrieb. Die Stadt Erfurt als heutiger Eigentümer hatte die Absicht, die herausragende Lage des Turms für ein kleines Restaurant zu nutzen. Noch wurde nichts daraus. Ein Turmzimmer aber wurde hergerichtet, das bis zum ersten Stock über eine außen angebrachte Eisentreppe zu erreichen ist.

Schräg gegenüber dem Turm liegt das kleine Restaurant und Hotel "Nikolai". Sein Prospekt enthält keinen Hinweis auf den einstigen Deutschordensbesitz. An den Orden jedoch erinnert den Kundigen der Straßename: "Comthurgasse". Noch nach dem Verlust seines Staates war der Orden in Thüringen potent genug, um in Erfurt 1573 einen Komturhof zu bauen. Leidlich erhalten befinden sich über seinem breiten Portal nebeneinander die Wappen des Hochmeisters Wolfgang Schutzbar, genannt Milchling (1543-1566), und der Komture Johann von Rehen und Franz von Hatzfeld.

Nördlich von Erfurt liegt die einstige Komturei Griefstedt, die 1284 zur Unterstützung des Hospitals von Marburg der Ballei Hessen zugeschlagen wurde. Der Versuch, die Reste der Kirche der neugeschaffenen "Stiftung der Thüringer Schlösser und Gärten" anzuvertrauen, ließ sich leider nicht verwirklichen. Die Stiftung lehnte die Übernahme ab.

Norbert Matern (KK-1068)

Der Heimatbrief für den Kreis Braunsberg
sollte nicht achtlos beiseitegelegt
oder gar weggeworfen werden.

Wer die Heimatbriefe nicht sammelt,
möge sie im Verwandten- und Freundeskreis weitergeben,
damit Braunsberg, das Ermland und Ostpreußen
nicht vergessen werden.

Die Kreisgemeinschaft dankt allen, die mit ihrer Spende eine weitere Herausgabe des Heimatbriefes ermöglicht haben. Helfen Sie uns auch weiterhin und tragen Sie dazu bei, daß die Erinnerung an unsere Heimat wachgehalten wird.

Auch unsere Landsleute in der Heimat rechnen mit unserer solidarischen Hilfe und Unterstützung.

Für Ihre Einzahlung/Überweisung benutzen Sie bitte das beiliegende Formular. Es gilt für alle Sparkassen, Banken und Postämter. Sie können auch neutrale Vordrucke verwenden.

Unsere Spendenkonten:

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e.V., Münster

Nr. 367 698

BLZ 400 501 50 Sparkasse Münster

**Für Beträge über 100,-- DM stellen wir gerne
Spendenbescheinigungen für das Finanzamt aus.**

P e t t e l k a u

Der näherrückende Termin der Fertigstellung der im letzten Krieg zerstörten und nun wieder aufgebauten Kirche in Pettelkau gibt Anlaß, die Geschichte des Ortes und der Kirche erneut ins Gedächtnis zu rufen.

Der Name geht auf eine altpreußische Feldgemarkung mit dem Namen Potilkow zurück. Die Schreibweise variiert zwischen Potilkow - Puttelkow - Pokilkow - Pötlikow - Petlekau - Petelkeim. Ihre Lage wird umschrieben zwischen der Passarge und dem Braunsberger Stadtwald sowie zwischen Fehlau, Knorrwald und Tromp. Dieses Feld erhielt vor 1296 ein Deutscher namens Theoderich (Dietrich) von Bischof Heinrich I. zur Besiedlung. Er nannte sich deshalb Theoderich von Potilkow. In dem Privileg für Tiedmannsdorf vom 12.09.1296 wird das Gut Potilkow genannt.

Theoderich hat wohl sogleich damit begonnen, hier Siedler anzusetzen, denn bereits am 04.04.1311 wird das Dorf Pötlikow erwähnt. Man kann auch davon ausgehen, daß er gleichzeitig eine kleine Pfarrkirche baute, denn die zugewiesenen Pfarrhufen machten die Absicht deutlich, dort auch eine Pfarrei zu errichten.

Die Söhne des Theoderich von Potilkow, Johannes und Tylo, haben vermutlich das Erbe ihres Vaters bald veräußert und sind nach Frauenburg gezogen. Dort sind sie 1320 als Bürger nachweisbar. Vermutlich gelangte Pettelkau wieder in den Besitz des Bischofs zurück. Johannes hatte die Tochter des Gründers von Frauenburg, Gerhard Fleming, geheiratet. Dieser wiederum war sowohl ein Bruder des Bischofs Heinrich I. Fleming wie auch des Gründers der Stadt Braunsberg, Johann Fleming.

Nach der Überlieferung war das Gebiet um die Passarge ein heidnisches Kultzentrum der prussischen Ureinwohner. Um die bekehrten Stammprußen dieser Gegend in ihrem Glauben zu festigen, erschien es geboten, dem heidnischen Kult ein christliches Heiligtum entgegenzusetzen und die Anziehungskraft der alten Opferstätten auf einen gottgeweihten Wallfahrtsort hinüberzuleiten. Um diesem christlichen Wallfahrtsort ein höheres Ansehen zu geben und den Glanz des Gottesdienstes zu erhöhen, hat Bischof Hermann von Prag am 17.06.1341 ein Kollegiatstift zu Ehren

aller Heiligen in der Nähe von Braunsberg gestiftet, das den Sitz in Pettelkau nahm. Die Ländereien von Pettelkau gingen auf das Kollegium der Kanoniker über. Sie blieben auch in deren Besitz, nachdem das Kollegiatstift bereits zwei Jahre später (30.10.1343) nach Glottau und 1347 endgültig nach Guttstadt verlegt wurde.

Die Kanoniker begannen sofort, an Stelle der bestehenden (hölzernen) Kirche, ein den Zwecken des Chorgottesdienstes wie auch der Wallfahrer Rechnung tragendes massives Gotteshaus zu bauen. In 2 1/2 Jahren errichteten sie zuerst den Chor der neuen Stiftskirche. Es ist die Kirche, die wir kennen und die heute wieder vollendet wird.

Hier zeigt sich die gleiche Vorgehensweise wie bei der Frauenburger Kathedrale, wo auch zunächst deren Chor gebaut und geweiht wurde. Man kann mit Recht sagen, daß die Kirche in Pettelkau zu den aller-ältesten Kirchen des Ermlandens zählt, wenn auch die erste urkundliche Erwähnung erst 1405 zu finden ist. Damals war sie bereits Tochterkirche von Schalmey. Der Pfarrer Nikolaus Neue beklagte sich beim Offizial in Frauenburg über ein Mitglied des Kirchenvorstandes der Filialkirche wegen unbefugter Einsammlung von Kollekten.

Mit der Verlegung des Kollegiatstiftes nach Glottau entfiel die Notwendigkeit, das projektierte breite Langschiff zu bauen. So blieb der allein fertige Chor der Kirche bestehen und wurde durch den Bau des Turmes abgeschlossen. Die geringe Zahl an Gläubigen rechtfertigte zu diesem Zeitpunkt nicht, in Pettelkau eine eigene Pfarrei zu gründen. Vielmehr wurde Pettelkau nach Schalmey eingemeindet und die unvollendete Kirche in Pettelkau der Pfarrei Schalmey als Filialkirche zugewiesen. Um aber in ihren Rechten über Dorf und Kirche Pettelkau nicht behindert zu werden, erwirkten die Kanoniker (Stiftsherren) zugleich die Inkorporation der Schalmeyer Pfarrkirche in ihr Kapitel. Somit blieb vorerst die seelsorgliche Betreuung von Pettelkau in den Händen der Stiftsherren.

Nach der abermaligen Verlegung des Stiftes von Glottau nach Guttstadt begründete das Kapitel am 10.07.1361 im Dorfe Pettelkau ein Schulzenamt, das es davor nicht gegeben hatte. Jedoch einen Krug gab es bereits im Dorf.

Die weite Entfernung zwischen Guttstadt und Pettelkau ließ es dann doch ratsam erscheinen, nach neuen Lösungen zu suchen. Schließlich trennten sich die Kanoniker von Pettelkau und erhielten am 09.09.1378 im Tausch die Dörfer Lindenaw (Lingnau) und Wurlauken (Warlack), die für sie günstiger lagen. Damit wurde das Dorf Pettelkau wieder der unmittelbaren Herrschaft des Bischofs unterstellt.

Die Kirche in Pettelkau blieb Filialkirche der Pfarrei Schalmey. Das Vorschlagsrecht für die Besetzung der Pfarrstelle in Schalmey übte weiterhin bis 1810 das Kapitel des Kollegiatstiftes in Guttstadt aus.

Als Patrozinien für die Kirche in Pettelkau gelten: die hl. Jungfrau Maria (Mariä Geburt 08.09) und die hl. Margaretha (20.07.).

Die großen Kriege des ausgehenden 15. Jahrhunderts (Städtekrieg 1454-1466 / Pfaffenkrieg 1467-1479) - alles Auseinandersetzungen zwischen Polen und dem Deutschen Orden, bei denen das bischöfliche Fürstbistum Ermland der Leidtragende war, und Machtansprüche des polnischen Königs gegenüber dem selbständigen Ermland - hatten anscheinend den Ort völlig zugrunde gerichtet, weshalb Bischof Lucas Watzenrode eine neue Handfeste für Pettelkau ausstellte. Die gesamte Gemarkung zählte damals 44 1/2 Hufen, von denen vier Freihufen der Kirche und drei Freihufen dem Schulzen zugeteilt waren.

Der Reiterkrieg (1519-1525) zwischen dem Orden und Polen brachte Pettelkau abermals an den Rand des Verderbens. Fünf Bauernhöfe gingen damals ein. Bischof Hosius überwies 15 freie Hufen den Braunsberger Jesuiten zu ihrem Unterhalt. 1656 gehörten zu Pettelkau 29 1/2 Hufen mit fünf Bauern, einem Schulzen und einem Krug. Auf den 15 Hufen der Jesuiten wirtschafteten vier Bauern. In der Folgezeit hatten die schwedischen Truppen abermals schwer gewütet, so daß 16 Hufen verödet waren, ebenso acht Hufen der Jesuiten.

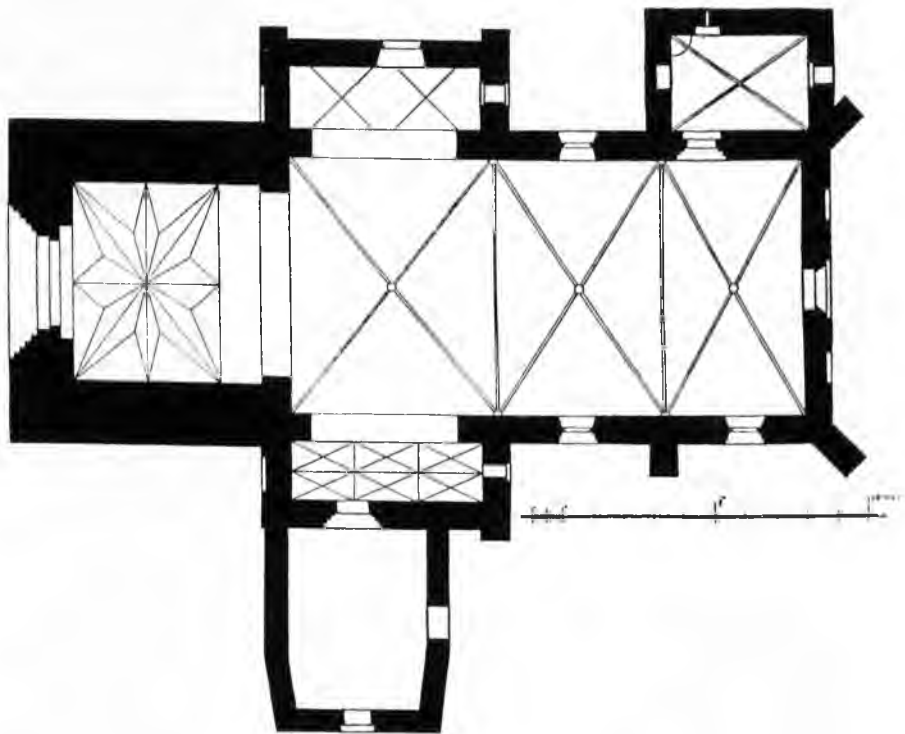
Als das Fürstbistum Ermland 1772 preußisch wurde, gab es in Pettelkau einen Schulzen und acht Bauern; ferner weitere fünf Bauern, die das Land des Jesuitenkollegs in Braunsberg bewirtschafteten. Daneben neun Eigenkätner (Gärtner) und sechs Instleute. Insgesamt lebten im Dorf 176 Einwohner, unter ihnen waren 56 Personen unter 12 bzw. über 60 Jahre. Im Jahre 1798 erhielt Pettelkau eine eigene Schule, in der anfangs acht Kinder unterrichtet wurden.

1893 wurde Pettelkau eine selbständige Pfarrei und schied somit aus dem Pfarrverband mit Schalmey aus.

Im Jahre 1939 hatte Pettelkau 488 Einwohner.

Die Kirche

Wie bereits erwähnt, kommt der Kirche in Pettelkau eine besondere Bedeutung zu. Grundriß, Aufmachung und Ausstattung weichen von den umliegenden Kirchen deutlich ab.



Grundriß der Pfarrkirche in Pettelkau

Für das Ansehen der Kirche spricht der Umstand, daß sie zu den ermländischen Wallfahrtskirchen zur Verehrung der hl. Jungfrau zu rechnen ist. Bis zum 18. Jahrhundert wurde die Kirche an den Marienfesten von vielen Wallfahrern besucht. In unserem Jahrhundert war die Zahl der Pilger nicht mehr überaus groß.



Pettelkau - Dorfkirche im Schnee

Bei der Kirche handelt es sich um einen Backsteinbau. Der Turm steht unten auf Feldsteinen, darüber Ziegel im gotischen Verband zwei Geschosse hoch, dann Holz. Das Innere des Turmes ist in seinem Erdgeschoß von einem sechzehnteiligem Sterngewölbe geschlossen.

Das Langhaus hat im Süden und Norden angebaute Kapellen, auch die Sakristei ist an der Nordost-Ecke angebaut. Alles Ziegelbau im wendischen Verband. An der südlichen Kapelle gab es noch eine Vorhalle. Im Inneren enthält das Langhaus drei Joche Kreuzgewölbe. Der südliche Anbau hat ein sogenanntes Tonnengewölbe, das wahrscheinlich später seine Form erhalten hat.



Vor der Zerstörung im Jahre 1945 zierte die Kirche ein beeindruckender Hochaltar aus der Barockzeit. Er war der Geburt der glorreichen Jungfrau Maria gewidmet. An der linken Seite befand sich eine Holzfigur des heiligen Bruno von Querfurt, rechts eine des heiligen Adalbert.

Hochaltar



Alte Innenansicht der Kirche

In der alten Dorfkirche stand auch ein kostbarer Schnitzaltar, der um 1510 in einer Elbinger Werkstatt entstand. Er zeigt deutlich eine Verwandtschaft zum Mälzenbräuer-Altar in St. Nicolai zu Elbing.

Im Mittelschrein ist die Mutter Gottes mit der Heiligen Margareta zu sehen. Die beiden Flügel tragen auf den Innenseiten Apostelfiguren, außen Gemälde der Passion.



All dies hat der Krieg 1945 zerstört. Da auch die Einwohner verjagt und heimatlos gemacht wurden, lagen die Trümmer unbeachtet. Neue Menschen fanden sich kaum, um hier seßhaft zu werden. Allein eine staatliche Kolchose, die gottlose Menschen heranwachsen ließ, lebten in ihrem Umkreis. So wurde denn auch die Kirchenruine als Lagerhalle und Abstellplatz mißbraucht.



Erst der Niedergang des Kommunismus ließ neue Hoffnung wachsen.

Als erstes erhielt die katholische Kirche im Jahre 1990 das Grundstück mit der Ruine der Kirche und das ehemalige Pfarrhaus vom polnischen Staat zurück. Dann beauftragte der Bischof von Ermland den Pfarrer von Tiedmannsdorf und Gr. Rautenberg, zu dessen Seelsorgebezirk auch Pettelkau gehörte, sich um den Wiederaufbau der Kirche in Pettelkau zu kümmern.

Das hört sich gut an, doch woher das Geld nehmen ?

In Pettelkau lebten damals ca. 200 Menschen in ärmlichen Verhältnissen, von denen kaum noch jemand zur Kirche ging. Es waren die Familien ehemaliger Arbeiter der Kolchose, die jetzt keine Verdienstmöglichkeiten mehr hatten, nachdem die Kolchose geschlossen worden war.

Pfarrer Tadeusz Rudzinski, ein tatkräftiger Mann, der sich schon einmal mit dem Kirchenbau befassen mußte, als nämlich die Kirche in Groß Rautenberg am 09.08.1989 total abgebrannt war und neu aufgebaut werden mußte, schritt zur Tat. Er wußte, daß es eine deutsch-polnische Stiftung in Warschau gab, von der möglicherweise ein Zuschuß zu erhalten sei, doch die Formalitäten waren sehr streng und bürokratisch.

Ende 1993 erfuhr ich erstmals von diesem Vorhaben. Ich war gerade aus der Heimat zurückgekommen. Doch ohne die Situation genauestens zu kennen, war ein Handeln nicht möglich. So setzte ich Pettelkau auf die Tagesordnung meiner nächsten Fahrt, die für April 1994 geplant war. Zwischenzeitlich machte ich mich sachkundig, wie am besten zu helfen sei.

Im April mußte ich dann erfahren, daß die notwendigen Unterlagen (Baupläne, Gutachten, Kostenvoranschläge, Finanzierung, Zeitplan für die Ausführung, notarielle Beglaubigungen usw. - alles 7fach in polnischer und deutscher Ausfertigung) noch nicht beisammen waren, um einen Antrag in Warschau bzw. Bonn stellen zu können. In Kenntnis der langen Bearbeitungszeiträume drängte ich, denn in drei Wochen würde ich wieder in Braunsberg sein. Bis dahin müßte das Fehlende beschafft und übersetzt sein. Eine Frau aus den Reihen der deutschen Minderheit würde dabei behilflich sein. Tatsächlich konnte Pfr. Rudzinski mir am 15. Mai 1994 alle Unterlagen zusammen mit seinem Antrag nach Warschau übergeben. Inzwischen hatte ich mich persönlich für dieses Projekt begeistert und war entschlossen, mich auch dafür einzusetzen.

Pfarrer Rudzinski schien mir ein verlässlicher Garant zu sein. Nach Deutschland zurückgekehrt, verfaßte ich einen entsprechenden Antrag im Namen der Kreisgemeinschaft Braunsberg mit Befürwortung dieses Bauvorhabens und reichte ihn bei der deutschen Zweigstelle der Stiftung in Bonn als eigenen Antrag ein. Da ich mich darin auch als Mitglied von Ermländervertretung und Ermländerrat bekannte, sandte ich ein Doppel dieses Antrags an den Apostolischen Visitator Ermland in Deutschland. Später schickte der Vorsitzende des Ermländerrates noch ein besonderes Befürwortungsschreiben nach Bonn.

Im September 1994 war ich dann auf Bitten des Erzbischofs von Ermland in Allenstein noch bei anderen Hilfsorganisationen in Deutschland vorstellig, um zusätzliche Mittel für den Kirchbau in Pettelkau zu erbitten.

Nun nahmen die Dinge ihren Lauf.

Ohne auf fremde Hilfe zu warten oder sich darauf zu verlassen, ging Pfr. Rudzinski an die Arbeit. Zusammen mit weiteren Hilfskräften, die er aus seiner Gemeinde mobilisieren konnte, begann er mit Aufräumarbeiten, umzäunte die Baustelle zur Absicherung des benötigten Materials und leistete selbst schwere körperliche Arbeit unter fachmännischer Aufsicht von Architekt und Bauleiter. Bei all meinen Besuchen in den Folgejahren (drei bis viermal jährlich) traf ich ihn unter den Arbeitern auf dem Bau.



Im Juni 1995 bewilligte die deutsch-polnische Stiftung für den Wiederaufbau der Kirche in Pettelkau einen größeren Geldbetrag. Später kam noch ein Inflationsausgleich hinzu. Zusatzerträge von beiden Seiten führten zu einer weiteren Bereitstellung nicht unerheblicher Mittel. Angesichts dieser großzügigen Unterstützungen wurde an der Baustelle eine große Tafel angebracht, die in deutscher und polnischer Sprache auf die Zuschußgewährung durch die deutsch-polnische Stiftung hinweist.



Daneben hat die Kreisgemeinschaft wiederholt um Spenden für den Wiederaufbau gebeten und entsprechend weitergeleitet, ebenso die Kollektengelder von den Gottesdiensten der letzten Jahre bei unseren Kreistreffen in Münster-Hiltrup.

Umsomehr können wir heute mit Stolz sagen, daß die ehemaligen Bewohner von Pettelkau und Umgebung sowie des ganzen Ermlandes den Wiederaufbau dieser historischen Kirche wesentlich mitfinanziert haben.



Für dieses Frühjahr stehen nun noch die Arbeiten am Deckengewölbe, die Verputzung der Wände und die Herstellung des Fußbodens an. Daneben wartet die Außenanlage auf Sanierung und die Sicherung noch vorhandener Grabdenkmäler aus deutscher Zeit.

Auch wenn dies noch eine Menge Arbeit erfordert, besteht gute Hoffnung, noch in diesem Jahr die Kirchweihe in Pettelkau feiern zu können.

Auf unsere Absicht - bei genügender Beteiligung - eine Gruppenreise zu organisieren, wurde bereits auf Seite 4 hingewiesen.

Quellenangaben:

- Boetticher, Adolf Die Bau -und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen, Heft IV, das Ermland, Königsberg, 1894
- Röhrich, Victor Die Kolonisation des Ermlandes, ZGAE Bd. 13, 1901
- Matern, Georg Über den Titel der Kirche von Pettelkau, Pastoralblatt für die Diözese Ermland, 1903
- Matern, Georg Geschichte der Kirche und des Kirchspiels Schalmey, ZGAE, Bd. 17, 1910
- Birch-Hirschfeld, Anneliese Das Kollegiatstift Guttstadt in Jubiläumsbeilage der Guttstädter Zeitung vom 31. August 1929 anlässlich 600 Jahre Guttstadt, 1329 - 1929
- Birch-Hirschfeld, Anneliese Geschichte des Kollegiatstiftes in Guttstadt 1341 - 1811, Braunsberg, 1931
- Steffen, Franz Sechshundert Jahre Stadt Guttstadt, Heimatklänge - Beilage zur Danziger Landes-Zeitung, Nr. 4 - 03.09.1929
- Hermanowski, Georg Ostpreußen - Wegweiser durch ein unvergessenes Land, Adam Kraft-Verlag, 1983

Reges Leben

*im Ev. Mädchen-Erziehungsheim in Braunsberg
(Magdalenenstift)
von Schwester Antonie Gers*

Zu den Einrichtungen christlicher Liebestätigkeit gehörte in Braunsberg auch das Ev. Mädchen-Erziehungsheim in der Teichstraße. Das Wort "Erziehungsheim" klingt wohl recht hart und abstoßend. Dennoch sollte solch eine Stätte zu jeder Zeit einen guten Zweck erfüllen und vielen Menschenkindern eine Lebenshilfe werden.

Durch ungünstige Familienverhältnisse, schlechten Umgang oder leichte Veranlagung sind -besonders in größeren Städten- Jugendliche allzuleicht gefährdet und weichen vom ordentlichen Wege ab. Um sie noch rechtzeitig vor schweren Schädigungen zu bewahren, übernehmen Jugendämter die Schutzaufsicht, und wo diese nicht ausreicht, erfolgt durch die zuständige Fürsorge-Erziehungsbehörde die Unterbringung in einem passenden Heim.

Das Braunsberger Heim war Eigentum der Ev. Kirchengemeinde, wurde aber durch die Fürsorge-Erziehungsbehörde - Landeshaus Königsberg - belegt, finanziert, instandgehalten und beaufsichtigt. Besetzt war es mit Schwestern des Königsberger Diakonissenmutterhauses.

Das Haus war 1907 erbaut, später erweitert und sehr gut eingerichtet. Bei normaler Belegung hatte es 80 Plätze, war aber besonders in der Kriegszeit überbelegt.

Zier- Obst- und Gemüsegärten umgaben das Heim, und eine 60 Morgen große Landwirtschaft gab Beschäftigung und beträchtliche Erträge, die der täglichen Verpflegung zugute kamen. - Für die Bearbeitung waren ein Wirtschaftfer und eine Wirtschaftsschwester verantwortlich; zur Hilfe stand ihnen eine frohe Mädchenschar zur Verfügung. Diese lernte die Arbeiten in Kuh-, Schweine, Hühner- und Kükenstall, in Gärten und Feld, Keller und Scheune kennen und taten sie mit Lust und Liebe. Besonders verbunden waren die Mädels mit den Tieren. Wie herrlich war es, mal die beiden kräftigen Braunen zu kutschieren, die Kälbchen zu streicheln, die zarten Küken zu fangen, sie in den Händen schützend zu halten und auch mit Prinz, dem großen Hofhund zu tollen!

Und wie anhänglich waren die Katzen! Sie wußten genau, wenn die Kühe gemolken waren und warteten auf ihre frische wohlschmeckende Milch. Mädels, die blaß und schlapp herkamen, fielen bald durch blühendes Aussehen und gekräftigte Muskeln auf. Die Arbeit in frischer Luft und Sonne tat allen wohl.

Im rechten Gebäudeteil befand sich die Wäscherei mit reinem praktischen Annahme- und Ausgaberaum. Die Hauswäsche war nur ein kleiner Teil der Arbeit. Es wurde hauptsächlich für Kundschaft gewaschen, was eine brauchbare Einnahme ergab. Außer vielen Kunden in der Stadt, die die Wäsche brachten und abholten, oder ins Haus geliefert bekamen, gingen wöchentlich große Körbe und Kisten von Geschäftshäusern aus Frauenburg, Tolkemit, Kahlberg und Elbing per Fracht hin und her.

Durch gute Maschinen- und Handwäsche, Trocknen im Freien oder beheiztem Boden, war die Wäsche duftend und zart. In der Roll- und Plättstube erhielt sie den letzten Schliff. Die meisten Mädels haben die sorgfältige Behandlung der Wäsche erlernt. War alles frühzeitig fertig, saßen sie gemütlich beisammen und sagten: "Nach getaner Arbeit ist gut ruhn."

Als der Krieg ausbrach, mußte die Wäschereinigung für einige Kasernen und Lazarette übernommen werden. Da sich die bisherige Kundschaft nicht abbauen ließ, war die Arbeit oft übergroß, und alle Hände mußten recht fleißig sein, um alles pünktlich zu schaffen.

Im unteren Teil des Neubauflügels war die Weberei eingerichtet. An vielen Webstühlen mit Handschiffchen, die lustig klapperten, saßen fröhliche Mädels und bemühten sich, ihre Arbeit gut zu machen. Die Schwester, in der Webeschule in Lyck ausgebildet, konnte ihnen fachlich richtigen Unterricht erteilen. Es wurden Handtücher, Decken, Gardinen, Schürzen, Trachtenstoffe u.a.m. gewebt. Alle Sachen waren preiswert und fanden reichlich Abnehmer. Für den Heimbedarf wurde auch alles Nötige hergestellt. - Nebenbei befand sich die Strickerei. Sie hat - außer Handarbeit - überwiegend gute Maschinenarbeit geleistet.

In einem großen sonnenreichem Raum war die Näherei. Hier wurden die gewebten Stoffe zum Verkauf verarbeitet, hauptsächlich aber Arbeits- und Sonntagskleidung für alle Mädels fertiggestellt. Diese war nicht einheitlich, sondern in Farbe und Machart verschieden und modern.

Viele Mädels hatten Interesse und Geschick zum Nähen und freuten sich, daß sie sich darin üben konnten. Die schwächlich und wenig befähigt waren, wurden mit Stopf- und Flickarbeiten beschäftigt und erreichten darin auch eine gewisse Fertigkeit.

Ein besonders wichtiger Raum war die Küche. Sie hatte einen großen Kohlenherd und zwei Senkingessel. Mehrere Mädels standen der Küchenschwester hilfreich zur Seite. Die große jugendliche Schar hatte stets Hunger und regen Appetit. Im geräumigen Eßsaal fanden sich beim Läuten der Essenglocke alle munter ein und ließen es sich gut schmecken. Zwei Speisekammern mit einem Kühlschrank hielten die Nahrungsmittel frisch. Brot und Kuchen wurden in der Backstube im großen elektrischen Ofen gebacken. Eine Knetmaschine erleichterte die Arbeit.

In der Lehrküche nahmen laufend vier bis sechs Mädels an einem kleinen Koch- und Backkursus teil. Sie waren eine kleine Gruppe für sich und verrichteten auch einen Teil der Hausarbeit.

Bade- und Duschräume gehörten zur Körperpflege, regelmäßiger Fröhsport zur Abhärtung und Ertüchtigung. Ärztliche Betreuung war auch vorhanden.

Großer Wert wurde auf die Freizeit und ihre Gestaltung gelegt. Was den Mädels an ungesunder Lebensfreude genommen war, sollte ihnen durch bessere ersetzt werden. - Die große Schar war in drei bis vier Gruppen aufgeteilt. In drei gemütlichen Tagesräumen, die durch Schiebetüren miteinander verbunden waren, wurde die Freizeit verlebt. Rundfunk, Lesen, Schreiben, Gesang, Handarbeit und Spiele füllten die Stunden aus. Jede Schwester stellte sich ganz auf ihre Gruppe ein, sorgte für Abwechslung, Harmonie und Fröhsinn. Bei verschiedenen Veranstaltungen entstand durch Öffnen der Schiebetüren ein großer Festsaal. Oft und gern wurden lustige nette Theaterstücke eingeübt und allen zur Freude aufgeführt. Das Heim besaß auch einen Schulfilmapparat und mehrere Schmalfilme, z. B.: Hindenburg, Seediens Ostpreußen, Auf dem Hühnerhof, Hochzeit am Tegernsee u. a. Weitere wurden von der Landesbildstelle Königsberg leihweise erbeten, die immer lehrreich und schön waren. Eine gute Bibliothek im Schulraum versorgte die Lesefreudigen mit förderlichem Lesestoff. In warmer Jahreszeit wurde die Freizeit oft im gepflegten Garten und in der großen Laube verlebt. - Jeden Montag kam die

Gesangslehrerin, Fräulein Michelis, zum frischen, frohen Singen. Zahlreiche schöne Lieder wurden allen persönlichstes Eigentum. - Die Sportlehrerin, Fräulein Pripnow, trieb mit allen Fähigen wöchentlich einmal ordentlichen Sport. Die Tüchtigsten übten für den Jahres-Sport-Wettkampf, den die Heime Königsberg (in der General-Litzmann-Str.), Angerburg, Regerteln und Braunsberg miteinander austrugen. Die Sportgruppen fanden sich wechselnd in den genannten Heimen zusammen und erstrebten eifrig den Siegespreis. - An vielen Sonntagen wurden schöne Spaziergänge gemacht. Es ging die Passarge entlang, zur Kreuzkirche hin und weiter durch die üppigen Felder, wo bald die Fischerdörfer Alt- und Neu-Passarge grüßten, oder zum Gestüt und anderswo. Im Sommer fand ein großer Ausflug statt. Mal ging es mit geschmückten Leiterwagen zum Stadtwald, mal mit dem Motorboot nach Pfahlbude wo es am Haff besonders schön und stimmungsvoll war, wenn an seinem Ufer das Lied erklang und vom Wind zur Nehrung weitergetragen wurde:

"Wo des Haffes Welle trecke an den Strand,
wo dö Elch on Kronich jedem Kind bekannt,
wo dö Möwe schriege grell öm Störmgelus',
dar ös miene Heimat da sü öck to Hus. . ."

Die Haffuferbahn fuhr die jugendliche Schar auch nach Wieck, Cadinen, oder Succase-Haff-Schlößchen. Frohe Wander- und Heimatlieder erschallten auch:

"Land der dunklen Wälder
und kristall'nen Seen,
über weite Felder
lichte Wunder gehn . . ."

In der würdigen Kapelle wurden Morgenandachten, Bibelstunden und Gottesdienste gehalten. Da die Kinder von der nahen Siedlung einen weiten Kirchweg hatten, fand in der Kapelle auch Kindergottesdienst statt. - Jeder Tag wurde mit einem Abendlied friedvoll beschlossen.

Das Weihnachtsfest wurde feierlich gestaltet. Die Bescherung war schon vor Heiligabend; denn ein Teil der Mädels wurde zu ihren Angehörigen beurlaubt. Die Zurückbleibenden erhielten an den Feiertagen Besuch.

Wenn die Mädels nach längerem Heimaufenthalt genügend gefestigt schienen, und in verschiedenen Arbeiten geübt waren, wurden sie versuchsweise in geeignete Haushalte gegeben und vom Heim beaufsichtigt. Andere durften, so es möglich, auch zu ihren Angehörigen und von dort aus eine Beschäftigung annehmen. - In den meisten Fällen war die Fürsorge mit Vollendung des 19. Lebensjahres beendet. - Viele Mädels waren später für den Schutz im Heim, für alles Lernen und Erleben dankbar, wurden ordentliche Hausfrauen und kehrten gerne besuchshalber ein.

Als in der Kriegszeit die Fliegerangriffe begannen, wurde das Heim, da es abseits der Stadt lag, zur Rettungsstelle I bestimmt. Bei Alarmen erschien dann ein Bereitschaftstrupp, und der Schutztrupp des Heimes mußte auch einsatzfähig sein. - Ende Oktober 1944 wurde Angerburg geräumt. Schwestern und Mädels des dortigen Erziehungsheimes fanden im Braunsberger Heim bis Januar 1945 Unterkunft. Die Umstellung war für beide Teile schwer, wurde aber gut möglich; denn schwerere Zustände waren vorauszusehen. - Im strengen Winter fanden sich auch von den Trecks viel Erkrankte und Fliegerverletzte ein. Da Licht und Wasser fehlten, das Heim einen Bombentreffer hatte, war die Versorgung aller Menschen schwierig. Besonders schwierig wurde aber die ärztliche Betreuung. Bei schwacher Notbeleuchtung - unter primitivsten Möglichkeiten - mußten operativ Splitter entfernt, Gips angelegt und andere Behandlungen ausgeführt werden. In allen Ecken des Kellergeschosses lagen Kranke in ihren Wintersachen behelfsmäßig gebettet und warteten auf die notwendigste Hilfe. Die Not nahm sichtbar zu, und doch war sie nur der Anfang von der übergroßen, die noch bevorstand.

Auf Anordnung der Fürsorge-Erziehungsbehörde sollten Ende Januar die Mädels, die noch mit ihren Angehörigen Verbindung hatten, gut ausgestattet zu ihnen reisen, oder zusehen, wie sie nach Pillau kamen, um von dort der nahenden Gefahr zu entfliehen. Eine kleine Gruppe blieb freiwillig im Heim zurück und stand den Schwestern hilfreich bei. Diese wurden dienstverpflichtet und mußten bis zuletzt ausharren. Einige wurden zur Flüchtlingsbetreuung nach Heiligenbeil berufen, wo bald zwei von ihnen beim Bombenangriff umkamen. Als im Februar Braunsberg unter Artilleriebeschuß lag, wurden die Kranken mit Lastwagen abgeholt, und am 19. Februar durften auch die Schwestern das Heim verlassen. Einige Polen, die sich eingefunden hatten, blieben zurück und fanden

in Kellern und Kammern genug zum Lebensunterhalt. Das Vieh wurde deutschen Soldaten überlassen. So ging es fort in die Heimatlosigkeit, ins Ungewisse.

Den noch vorhandenen Schwestern gelang es, über Haff und Nehrung, wo auch viel Not zu lindern war, bis Danzig zu kommen. Dort erlebten sie den Endkampf. Danach ging's in großen Kolonnen zur Reinigung der Schichauwerke, Entrümerung der Straßen und anderen Arbeiten, ohne das tägliche Brot zu erhalten. - Im Mai stand ihnen der Rückweg nach Braunsberg offen. Unter viel Gefahren und Entbehrungen wurde er gegangen. Und wohin auch die Augen schauten, überall Trümmer, Vernichtung und Elend. Ermattet und verstaubt in Braunsberg angelangt, folgte alsbald neuer Einsatz in Typhuspflanze und wo es sonst nötig war.

Sobald als möglich, wurde das Erziehungsheim aufgesucht. Traurig war sein Anblick! Bombentrichter hier und dort, Verwüstung außen und innen! Möbel u. a. Inventar waren kaum vorhanden. Nur hier und da grüßte ein beschädigtes verschmutztes Bild, ein Buch, ein Aktenstück, Geschirr oder etwas anderes und erinnerte an die Zeit voll Ordnung und treuem Schaffen. Alles rege Leben war erstorben.

Mädels, Schwestern und Hilfen waren in alle Winde verstreut. Von den elf Schwestern, die im Heim tätig waren, haben fünf auf verschiedene Weise den Tod erlitten. Zwei durften - als letzte - im November 1946 mit einem Transport als Betreuungspersonal Braunsberg verlassen. Als sie nochmals in das Heim gingen, um still Abschied zu nehmen, waren auch Fenster und Türen vom Haus entfernt. Alles, alles erschien trostlos und tot und man konnte auch sagen: "In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein." Nur Sonne, Mond und Sterne schienen in ewiger Ordnung darüber. Sie senkten Trost, Frieden und Hoffnung ins betäubte Herz und zeugten von Gottes Allmacht und bleibender Treue.

Nachsatz:

Diakonissen-Schwester Antonie Gers, seit 1936 im Ev. Erziehungsheim in Braunsberg tätig, übersandte den vorstehenden Bericht im Januar 1964 dem damaligen Kreisvertreter. Beim Sichten alter Unterlagen, kam er jetzt zum Vorschein. Das Ostpreußenblatt hatte ihn wegen seiner Länge nicht angenommen. So überließ sie den Bericht der Kreisgemeinschaft zur be-

liebigen Verwendung. In ihrem Begleitbrief schildert sie die Situation 1945/46 in Braunsberg wie folgt: Das Landratsamt war behelfsmäßig als Krankenhaus eingerichtet. Im August wurden die Kranken zunächst ins Gesundheitsamt verlegt, ins Landratsamt zog die Behörde. Als das Ev. Krankenhaus renoviert war, erfolgte noch im August 1946 der Umzug nach dort.

Da wir Schwestern die Optierung für Polen ablehnten, durften wir im Krankenhaus, wo wir alle Arbeiten verrichteten, nicht mehr beschäftigt werden. Wir gingen dann ins Lager, das sich im Gestüt befand, betreuten daselbst die Kranken, auch viele in der Stadt, Umgebung und Neu-Passarge. - Mit einem großen Transport durfte ich dann im November 1946 nach Thüringen. Bis 1950 wirkte ich in Suhl als Gemeindegemeinschaftschwester, mußte aber infolge einer Gelenkerkrankung die Arbeit beenden.

Flucht und Vertreibung - unvergeßliche Vergangenheit

Ein Bericht aus Mitteldeutschland

Damals waren wir "Umsiedler", Neubürger", auch "Evakuierte" wurden wir genannt - nur Flüchtlinge und Vertriebene sollten wir nicht sein.

Viehtransportwagen, belegt mit bis zu 50 Menschen, die auf Stroh lagerten und einen Eimer für die Notdurft hatten, brachten uns ins "Reich", in das inzwischen in Zonen geteilte Deutschland

Sachsen hatte schon zu viel Flüchtlinge. Der Transport ging weiter nach Westen. Freude breitete sich aus: "Wir kommen in eine Westzone."

Bis Erfurt rollten die Räder, dann hieß es "Aussteigen!" Am Güterbahnhof verließen wir nach einer achttägigen Bahnfahrt (vom 9. bis 16. August 1947) mit den vor der Ausweisung nochmals gründlich kontrollierten Habseligkeiten den stinkenden Viehwaggon.

Wir kamen in das Quarantänelager Erfurt. Eine schlechte Zeit; die Räume waren überbelegt, mehrere Familien in einem Raum. Hunger füllte die Zeit aus, der auch durch das magere Essen nicht wesentlich weniger wurde. Formalitäten mußten erledigt werden, denn das "woher wir kommen" und "wer wir sind" sollte dokumentiert werden.

Die einstige Polizeikaserne hatte jetzt Flüchtlinge kaserniert, die sich auf dem großen Exerzierplatz tummelten oder im Sonnenschein sitzend in Tagträumen noch oder wieder in der Heimat waren.

Nach der ersten Woche gab es erste Besuchstreffen am Eingangstor. Kinder suchten ihre Eltern. Ein Wiedersehen nach so langer Zeit; jeden hatten die Ereignisse verändert. Kinder waren nicht nur größer, sie waren auch lebenserfahrener geworden. Man hatte ihnen freilich ein friedlicheres Wachsen ihrer Erfahrungen gewünscht.

Nicht in jedem Fall gab es Tränen der Freude. Es gab auch Angst und Scham in Erwartungshaltungen, hatte doch manche Mutter seit den schrecklichen Vergewaltigungen jetzt ein Kind auf dem Arm. Wie groß waren da plötzlich die Sorgen, wenn der Ehemann kein Verständnis für dieses kriegsbedingte Ergebnis zeigte, obwohl er doch eigentlich selbst solche Situationen "von der anderen Seite" während des Krieges hatte

miterleben und mit ansehen müssen. Immer wieder suchten Menschen einander und warteten auf Angehörige - oft, allzu oft - aber vergeblich.

Nach der Aufteilung auf die neuen "Heimat"-orte - wie merkwürdig klang doch unter den damaligen Umständen dieser Begriff - und Nennung von Zielbahnhöfen brachten uns Lastkraftwagen zum Hauptbahnhof Erfurt. Jetzt durften wir in Personenwagen einsteigen; wir waren wieder "Menschen geworden".

Am Zielbahnhof warteten Pferdegespanne auf uns. Sitzend auf der "geprüften" (geplünderten) Habe, zerlumpt und arm gekleidet, brachten sie uns in die neue Heimat, in die nordthüringische Hügellandschaft. Die gepflegten, sauberen Dörfer beeindruckten uns schon, insbesondere die Kali-Schächte. Doch viel größer war die Neugier: Zu wem werden wir kommen?

Im Gemeindesaal wurde warmes Essen gereicht, danach begann die Aufteilung. Eine Art "Menschenhandel" war das; Arbeitskräfte waren gefragt, Kinder wollte keiner. Bei unseren Müttern hatte sich indes - bedingt durch das unmittelbare Erleben der Kriegs- und Nachkriegsereignisse - ein besonderer Gemeinschaftssinn für alle Kinder herausgebildet. So waren auch die Waisenkinder (Vater gefallen, Mutter an Typhus gestorben) unterwegs nicht allein geblieben. Nun kam aber unter "geordneten Verhältnissen" die Trennung. Die Tränen der betroffenen Kinder brachten noch einmal schlimme Ereignisse ins Gedächtnis. Stille war eingetreten; Kinder rückten dicht an ihre Mütter, verstanden nicht, was da geschah, saßen angsterfüllt auf den Habseligkeiten.

Wenige Tage später gingen wir zur Schule, ohne Ranzen, ohne Bücher, aber mit viel Eifer beim Lernen. Kindlich altersgemäßes Schulwissen und schockierende Lebenserfahrungen standen sich diametral gegenüber. Jeder hatte doch mindestens zwei Jahre Schulausfall, die jetzt aufgeholt werden sollten. Die hiesigen Kinder teilten mit uns zeitlich die Schulbücher, Lehrkräfte bemühten sich in Zusatzstunden um uns, wir waren immer beschäftigt.

Hatten wir keine Schule, dann wurden Ähren gesammelt, Kartoffeln gestoppelt oder aus Holz aus dem Wald geholt. Unvergleichlich klein war die Vorratswirtschaft, groß der Gemeinschaftssinn. Überall mußte man schnell sein. Keiner wollte, aber viele mußten hungern. 1947 gab es die

größte Selbstmordrate; nicht jeder bewältigte die neuen Anforderungen, konnte sich im neuen Zuhause nicht mehr zurechtfinden. Einige zogen weiter in Richtung Westen.

Mit Lernen waren unsere Tage ausgefüllt; die Rückbesinnung auf durchlebte Ängste, auf Hilfeschreie auf der Eisfläche vom Frischen Haff oder bei Vergewaltigungen oder dem Untergang von Flüchtlingsschiffen in der Ostsee durfte die Gedanken einfach nicht mehr voll beherrschen, wenn sie sich auch nur schwer verdrängen ließen.

Mit der Schulentlassung kamen neue Sorgen. Der Vermerk im Zeugnis "Wegen Umsiedlung muß der Schüler aus der ... Klasse entlassen werde" schränkte Berufswünsche ein. Ältere Jahrgänge, die nicht mehr schulpflichtig waren, arbeiteten vorwiegend in der Landwirtschaft oder als Hilfsarbeiter beim Bau. Kriegsschäden gab es allenthalben viel, der Wiederaufbau kam langsam in Fahrt. Beim Erntedankfest in der Gemeinde trugen die Flüchtlingskinder schon Blumenbögen. Bald stellte sich ein Miteinander auch außerhalb des Schulhofes ein. Der Sport brachte Gemeinsamkeiten, dann auch Tanzvergnügen.

Später sicherte sich dann "unser Staat" die Betreuung der Jugend durch die FDJ. Im Blauhemd reisten wir mit dem Lied "Bau auf, bau auf - für eine bessere Zukunft bauen wir die Heimat auf." Ja, wir glaubten aus unserem frühkindlichen Erleben heraus an die notwendige und uns versprochene bessere und friedliche Zukunft. Zielstrebig lernten wir auf den gebotenen Bildungswegen "für die Erfüllung der Planaufgaben unserer Volkswirtschaft." In den unterschiedlichsten Berufen schafften es viele von uns, verantwortungsvolle Tätigkeiten ausfüllen zu können. Im privaten Bereich förderten Eheschließungen mit Einheimischen die Eingliederung; ein Miteinander wurde Wirklichkeit.

Oft trifft man heute (nur) noch auf Namen, die eindeutig auf die Herkunft aus dem Osten Deutschlands schließen lassen; der sprachliche Akzent ist nicht mehr so ausgeprägt wie früher. Biologisch gesprochen gab es zweifellos eine "genetische Bereicherung".

Alle Flüchtlinge hatten nicht nur unterschiedliche Wegstrecken, sondern auch vielerlei unterschiedliche Schicksale durchlebt. Es gab Verstümmelungen am Körper, mehr noch an der Seele. Die Kriegslast ist in west-östlicher Schiefelage getragen worden.

Wir Kinder von damals, die ums tägliche Brot, teils ums Überleben betteln mußten, wollen nicht vergessen, daß es auch überall Menschen gab, die uns Nahrung reichten. Es waren Russen, es waren Polen, es waren Landsleute aus Pommern. Auch hier im neuen Zuhause, in und um Bleicherode, gab es Mitmenschen, die das Leid mit den "Umsiedlern", den Vertriebenen, materiell teilten, die insbesondere uns Kinder verstanden - wir sollten dankbar sein und bleiben!

Die vielen Kriegstoten einschließlich der Kinder - aus meinem Heimatdorf haben nur 60 % überlebt - konnten ihr Leben nicht verwirklichen. Wir wollen den stillen ethischen Auftrag bewahren und unser Handeln so einrichten, daß unseren Nachkommen solch eine Tragödie nicht widerfährt. Daran wollen wir stets denken und die Jahre, die uns in unserer neuen Heimat noch verbleiben, stets sinnerfüllt leben.

Leonhard Jeschkeit, Thalbach

Seinen Begleitbrief schließt unser Landsmann Jeschkeit mit den Worten: So waren unsere Lebenswege hier in Mitteldeutschland, wir konnten heimlich westwärts gucken, aber mußten laut ostwärts hören. Das haben wir geschafft, ohne uns ideologisch zu verändern.

Von eisigen Fluten in die Tiefe gerissen

Bericht eines Überlebenden der "Wilhelm Gustloff" 1945

Als das Passagierschiff "Wilhelm Gustloff" am 30. Januar 1945 auf der Flucht vor der "Roten Armee" aus Gotenhafen-Oxhöft in der Danziger Bucht auslief, waren, so die neuesten Forschungen, 10.582 Menschen an Bord, darunter 8.956 Flüchtlinge aus dem Memelland, aus Ost- und Westpreußen, aus Danzig-Gotenhafen und aus Hinterpommern. Neben den Besatzungsmitgliedern (918 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften einer Unterseebootslehrdivision und 173 kriegsverpflichtete Mitglieder der Handelsmarine) gab es noch 373 Marine- und Wehrmachtshelferinnen und 162 Schwerverwundete des Heeres. Gerettet werden konnten 1.239 Schiffbrüchige, 9.343 Passagiere, darunter mehr als 5.000 Kinder, ertranken und erfroren.

Diese neuesten Zahlen über die größte Schiffskatastrophe in der Geschichte der Seefahrt (nach landläufiger Meinung war das der Untergang der "Titanic" bei Grönland 1912) findet man in dem neuen Buch "SOS Wilhelm Gustloff. Die größte Schiffskatastrophe der Geschichte" (Motorbuchverlag, Stuttgart 1998, 256 Seiten, DM 49,80) des 1926 in Jauer geborenen Schlesiens Heinz Schön, der seit Februar 1944 als Zahlmeister auf der "Wilhelm Gustloff" Dienst tat. Seit seinem ersten Buch "Der Untergang der Wilhelm Gustloff" (1951) widmet er sich der Erforschung dieser Katastrophe und veranstaltet seit 1952 Treffen der Überlebenden.

Der hier abgedruckte Beitrag stammt von Wilhelm Ströhlein, der, gerade 18 Jahre alt, den Untergang des Schiffes miterlebte. Er lebt heute als Rentner in Tettau/Oberfranken. Seinen Bericht entnehmen wir der Tageszeitung "Neue Presse" in Coburg vom 30. Januar 1999.

Im August 1944 wurde ich von der Funkschule Aurich zur zweiten Unterseebootlehrdivision (ULD) nach Gotenhafen abkommandiert. Im Hafenecken 5 Gotenhafen-Oxhöft dienten die beiden Schiffe "Wilhelm Gustloff" und "Hansa" als Wohnschiffe für die zu U-Boot-Fahrern auszubildenden Soldaten und ihre Ausbilder.

Im Januar 1945 gab Großadmiral Dönitz den Befehl, die Erste ULD mit der "Robert Ley" und die zweite ULD mit der "Gustloff" und "Hansa" in

den Westen zu verlegen. Gleichzeitig wurden sämtliche Schiffe in den Ostseehäfen angewiesen, so viele Flüchtlinge wie möglich in den Westen zu transportieren. In diesen Januartagen flohen Millionen Menschen in panischer Angst, um nicht in die Hände der russischen Armee zu fallen. Die deutsche Kriegsmarine brachte über die Ostsee 2,5 Millionen Menschen weg von der Front.

Am 26. Januar wurde mit der Einschiffung der Flüchtlinge begonnen. Die Menschen hatten tagelang in Kälte und Schnee auf dem Hafengelände ausgeharrt. Trotz Hunger und Eiseskälte stellten sie sich diszipliniert an und gingen geordnet an Bord. An ihren Gesichtern konnte man erkennen, wie froh und glücklich sie waren, sie fühlten sich geborgen und wähten sich in Sicherheit. Niemand konnte ahnen, daß die Fahrt auf der *Gustloff* die letzte für die meisten Passagiere und Mannschaften sein würde. Als die Einschiffung beendet war, waren nicht, wie angenommen, zirka 6.600 Menschen an Bord, sondern 10.582. Das Papier hatte nicht mehr ausgereicht, die Passagiere zu erfassen.

Am 30. Januar 1945 zogen gegen 12 Uhr mehrere Schlepper das Schiff aus dem Hafenbecken hinaus. Auf der Reede von Hela stoppte die *"Gustloff"* und blieb eine Zeitlang liegen. Die Menschen wurden unruhig, weil das Gerücht aufkam: wir fahren wieder nach Gotenhafen zurück. Der Grund für den Stopp: Die *"Hansa"*, die mit der *"Gustloff"* fahren sollte, hatte Maschinenschaden und konnte nicht weiter. Außerdem mußte ein Torpedofangboot ebenfalls wegen Schaden nach Gotenhafen entlassen werden. Die Schiffsleitung entschloß sich, die Fahrt allein zusammen mit einem Torpedoboot fortzusetzen.

Das Wetter schien wie geschaffen: starkes Schneetreiben, die Sicht äußerst schlecht, auf offener See Windstärke 6 bis 7. Das waren denkbar schlechte Bedingungen für einen Angriff auf ein Schiff.

Wir begannen ohne Furcht vor feindlichen U-Boot-Angriffen die Fahrt, rechneten nur mit Fliegerangriffen am nächsten Tag.

Ich war zusammen mit meinem Funkerkameraden im sogenannten SA-Raum untergebracht. Um 20 Uhr lag ich in meiner Hängematte und hörte der Ansprache Adolf Hitlers zum zwölften Jahrestag der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 zu. Sie bestand aus den

üblichen Erfolgsmeldungen, natürlich war auch vom Endsieg die Rede. Dabei wußte jeder von uns, daß der Krieg für uns verloren war.

Viertel nach neun befanden wir uns auf der Höhe von Stolp, zwölf Seemeilen von der Küste entfernt. Plötzlich gab es einen Knall, das Schiff erzitterte in allen Fugen. Ich glaubte zuerst, wir seien auf eine Mine gelaufen. Das wäre nicht so schlimm gewesen, aber Sekunden später kam der zweite Knall und kurz darauf der dritte. Jetzt war klar: ein Torpedogriff

Heute weiß man: Das sowjetische U-Boot S 13 unter dem Kommando von Kapitän Alexander Mariensko hatte auf unser Schiff einen Vierer-Fächer geschossen; davon trafen drei Torpedos und der vierte blieb im Torpedorohr des U-Bootes stecken.

Nach dem zweiten Torpedotreffer bekam das Schiff leichte Schlagseite, und von nun an begann es zwar langsam, aber stetig zu sinken. Ich sprang sofort über den Niedergang zum oberen Promenadendeck. In diesem Augenblick waren nur wenige Menschen nach oben unterwegs. Erst später strömten die Massen nach oben, und dabei entstand natürlich Panik. Frauen und Kinder wollten alle in die Rettungsboote. Man kann sich nicht vorstellen, wozu Menschen fähig sind, wenn sie in Verzweiflung geraten. Ältere, Kranke und Kinder wurden niedergestoßen, andere trampelten einfach über sie hinweg, jeder wollte nur ins Freie, heraus aus dem sinkenden Schiff.

Offiziere und Mannschaften lenkten den Strom der nach oben Stürmenden in das untere Promenadendeck. Für diese Menschen wurde das zur Todesfalle. Nach einem Wassereinbruch kam dort niemand mehr heraus. Ein Funken von Hoffnung kam auf, als über Bordlautsprecher mitgeteilt wurde, das Schiff liege auf einer Sandbank und sinke nicht mehr. Einige Matrosen, auch ich, liefen in das Schiff zurück und holten decken und Mäntel, was wir eben erreichen konnten, und brachten diese Sachen nach oben. Dort gab es Frauen, die nichts weiter an hatten als ein Nachthemd. Ich holte aus meinem Seesack meine Briefmappe mit 500 Mark und meine Papiere. Auf dem Rückweg schleppten wir noch Frauen und Kinder auf dem Rücken nach oben. Dann bemerkte jeder, daß das Schiff doch weiter sank.

Später erfuhren wir, daß die Ostsee an dieser Stelle nur zirka 60 Meter tief ist. Die Gustloff war zirka 20 Meter lang und ist nach vorne gesunken. Der Bug hatte sich in den Grund der Ostsee gebohrt, und das Hinterschiff ragte noch aus dem Wasser. Dies kippte dann seitlich ab und versank.

Am Oberdeck traf ich auf eine Frau, die ihre sieben Kinder um sich geschart hatte. Sie flehte mich an, ihr und ihren Kindern zu helfen. Ich versuchte sie zu beruhigen und sagte, daß ich bei ihr und den Kindern bleiben werde. Das Schiff sank langsam, und wir blieben, bis wir merkten, daß es wirklich unterging. Es gab nur ein Begleitboot, das Torpedoboot "Löwe". Es konnte nur 4.500 Menschen aufnehmen. Ich dachte: Bis die "Gustloff" wirklich sinkt, können weitere Schiffe kommen, die uns dann aufnehmen könnten. Dann jedoch gab die Schiffssirene einen durchgehenden Ton. Für mich das Zeichen: "Das Schiff sinkt, rette sich, wer kann, alle Mann von Bord."

Wir - die Frau, ihre Kinder und ich - stiegen über die Reeling. Das Schiff lag schon so schräg im Wasser, daß wir langsam auf Steuerbordseite in Richtung Wasser hinunterrutschen konnten.

Dabei kamen wir am unteren Promenadendeck vorbei. Ich sah die verzweifelten Menschen und wußte: Die kommen hier nicht mehr heraus. Und sie wußten das auch. Ich versuchte, mit meinen Stiefeln eine Panoramascheibe einzuschlagen, aber es gelang mir nicht, denn das war Panzerglas. Ich hatte gehofft, bei zertrümmerten Scheiben und auflaufendem Wasser würden die Leute herausgeschleudert - vergeblich.

Ich zog meine Stiefel aus, die hätten mich beim Schwimmen gehindert. Dann rutschten wir gemeinsam weiter bis zum Kiel. Das Schiff lag schon so schräg im Wasser, daß man den Kiel sehen konnte. Einen zweijährigen Jungen der Frau hatte ich auf dem Arm. Ich hatte jedoch sehr große Angst, in das eiskalte Wasser zu springen. Plötzlich sackte die Gustloff wieder einige Meter nach unten, und dabei wurden wir alle in die Ostsee gespült. Mich hat es sofort in die Tiefe gezogen und unter Wasser herumgewirbelt. Dabei verlor ich das Kind. Auf einmal war ich wieder an der Wasseroberfläche und konnte atmen.

Auf dieser Seite des Schiffes trieben nur wenige Leute im Wasser, und ich suchte nach der Frau und ihren Kindern. Aber ich habe sie nicht mehr

gesehen. Sie hatte alle Schwimmwesten an und hätten eigentlich auf der Wasseroberfläche treiben müssen. Ich trug keine Schwimmweste. Die jungen Matrosen von der zweiten ULD hatten ihre Schwimmwesten einen Tag vor Auslaufen des Schiffes abgeben müssen, weil nicht genügend Rettungsmittel für die Zivilpersonen vorhanden waren. Erst später kam ich auf den Gedanken, daß bei dem ruckartigen Absinken im Schiff ein Schott gebrochen sein mußte.

Das Wasser ist dann in die leerstehenden Räume geströmt. Von der Ostsee her wurde Wasser angesaugt, und dabei wurden die Menschen in der Nähe des Schiffes wieder in den Rumpf gezogen. Ich mußte am Rande dieses Strudels gewesen sein.

Jetzt mußte ich schwimmen. Durch die Windstärke waren die Wellen sehr hoch. Immer, wenn ich am oberen Rand der Welle angekommen war, schlug das Wasser über mir zusammen. Jedesmal schluckte ich Wasser. Ich paßte mich nach einer Weile den Wellen an und atmete in diesem Moment nicht mehr. Durch die Welle hindurchgetaucht, konnte ich mich für eine Sekunde orientieren. Dann begann das Spiel von vorne: hinunter ins Wellental, wieder hinauf.

Die Gustloff war vor ihrem Untergang hell zirka 100 Meter weit zu sehen. Ich sah in der Ferne einen Kutter, und von nun an versuchte ich, diese Boot zu erreichen. Nach unendlich langer Zeit gelang mir das auch. Ich kam an den Kutter heran. Aber die Insassen ließen niemand mehr einsteigen, denn das Boot war überfüllt und bereits halb voll Wasser. - Beim Schwimmen hatte ich eine Gasmaske aufgefischt, deren Tragegurt sich an meinem rechten Arm verfangen hatte. Ein Insasse des Bootes bemerkte das und befestigte den Gurt am Boot. So wurde ich mitgezogen.

Am Anfang im Wasser hatte ich starken Willen und auch die Kraft zu schwimmen. Aber im Laufe der Zeit erlahmte diese Kraft. Ich merkte, daß ich meine Arme und Beine nicht mehr bewegen konnte. Ich wußte: wenn der Körper stark unterkühlt wird und das Blut nicht mehr zirkulieren kann, wird das Gehirn nicht mehr mit Sauerstoff versorgt. Der Mensch wird ohnmächtig, und er erfriert. Doch zu diesem Zeitpunkt war es mir egal, ob ich sterbe. Im Gegenteil, ich wünschte den Tod herbei. Nur es sollte nicht mehr lange dauern.

Plötzlich bemerkte ich am Verhalten der Bootsinsassen, daß etwas geschehen sein mußte. Ich erkannte dann auch, daß wir, nur von Wind und Wellen bewegt, an ein Boot heran getrieben waren, das Torpedoboot "T 36". Die Besatzung hatte ein Dingi zu Wasser gelassen. Zwei Männer fischten alle auf, die sie erreichen konnten - das war unsere Rettung.

Die im Kutter sitzenden Überlebenden konnten über eine Jakobsleiter an Bord des Torpedobootes klettern. Ich konnte das nicht und mußte hinauf gehoben und -gezogen werden. Als ich am Oberdeck des Torpedobootes auf dem Boden lag, sah ich direkt auf eine Uhr an der Wand. Sie zeigte 23.10 Uhr. Wenn ich mir den Zeitablauf vom Ins-Wasser-Gehen bis zur Rettung vor Augen halte, müßte ich eine Stunde im Wasser gelegen haben. Für mich ist es noch heute ein Wunder, daß ich diesen Untergang überlebt habe.

Die Besatzung und der Kapitän Hering des Torpedobootes "T 36" haben sich aufopfernd um uns bemüht. Sie zogen uns die nasse Kleidung aus, rieben uns warm. Einer brachte mir eine trockene Unterhose, ein zweiter ein Unterhemd, und ein dritter gab mir ein paar Segeltuchschuhe. Dann hielt mir ein Obergefreite eine Flasche Schnaps an den Mund. Ich schluckte viel. Die Wärme von innen und die Wärme im Raum sorgten dafür, daß ich bald wieder auf den Beinen war. In den nächsten Tagen hatte ich zwar Durchfall, sonst aber war ich gesund. Am 31. Januar konnten wir in Saßnitz auf der Insel Rügen an Land gehen und wieder festen Boden betreten.

Aus meiner näheren Heimat haben noch zwei Personen diese Katastrophe überlebt: die frühere Marinehelferin Neukum, wohnhaft in Lichtenfels-Unterwallenstadt, und der damalige Obermaschinist Otto Marr, wohnhaft in Ahorn bei Coburg.

KK 1069 vom 25. Februar 1999

Zur Erinnerung und Mahnung

vom Hildegard Lemmer

Obwohl der Krieg 1939 ausbrach, lebten wir bis Anfang 1945 in Braunschweig beinahe wie im Frieden.

Der Vater wurde nach mehrmaliger Zurückstellung, da er beim Heeresverpflegungsamt beschäftigt war, doch noch zur Kriegsmarine eingezogen.

Aus der Entfernung erlebten wir zwar die Luftangriffe auf Königsberg, hörten als Brummen der Flugzeugmotoren und sahen, wie die sogenannten "Christbäume", die von Führungsgflugzeugen über dem Zielgebiet "gesetzt" wurden, den Himmel erhellten. In Braunschweig verlief aber dem äußeren Anschein nach alles ruhig und geordnet.

Im Herbst 1944 wurde ich mit mehreren Mädchen in Neidenburg und auch in Gilgenburg zur Versorgung der "Hitlerjungen" eingesetzt, die zum Bau von Panzergräben abkommandiert waren. Auf der Rückfahrt, der Transport ging über Königsberg, sahen wir zum erstenmal, was die Bomben dort angerichtet hatten.

Der Rest des Jahres verlief für mich wie gewohnt ruhig. Ich ging weiter ins Geschäft - Walter Grunwald, Damen- und Herrenbekleidung -; denn ich wollte doch meine Lehre ordentlich abschließen und im Frühjahr meine Prüfung machen.

Im Oktober 1944 waren Flüchtlinge aus Gumbinnen bei uns einquartiert, die aber nach einigen Tagen weiterzogen.

Weihnachten wurde noch gefeiert. Wir hatten einen Tannenbaum, es gab sogar Geschenke, und ich spielte für meine kleinen Geschwister den Weihnachtsmann.

Wir, Lieschen Glowatzki, Anni Grafke und ich bekamen Anfang Januar 1945 den Bescheid, am Sonntag, dem 21. Januar in Königsberg unsere Kaufmannsgehilfenprüfung vor der Industrie- und Handelskammer abzulegen. Die Prüfung fand in einer Berufsschule statt, da die IHK ausgebrannt war. Während wir auf den Schulbänken saßen, hörten wir aus der Ferne den Kanonendonner. Erleichtert, alles hinter uns zu haben,

gingen wir durch die verschneite Stadt zum Bahnhof. Die Enttäuschung war groß. Es fuhr kein Zug und eigentlich erst jetzt fing für mich der Krieg an. Die ganze Nacht saßen wir auf dem Bahnhof. Um uns herum Hunderte von Flüchtlingen. Dann, gegen Morgen des 22. Januar, wurde ein Zug eingesetzt. Vollgestopft mit Flüchtlingen, die alle viel Gepäck dabei hatten und voller Hoffnung waren, ins "Reich" zu gelangen, setzte sich der Zug in Bewegung. Danach kam für sie das böse Erwachen. Der Zug fuhr nur bis Braunsberg, da die Russen schon vor Elbing standen und damit die Eisenbahnlinie unterbrochen war. Viel später hörte ich, daß das der letzte Zug gewesen war, der auf dieser Strecke fuhr. Wir drei Mädchen aber waren erst noch einmal für kurze Zeit "zu Hause" und gingen noch bis Ende Januar weiter ins Geschäft, obwohl ein großer Teil der Bevölkerung bereits auf der Flucht war. Dann ging es Schlag auf Schlag. Anfang Februar wurde auf dem Rangiergleis am Obertorbahnhof ein Zug mit Verwundeten abgestellt, der von russischen Tieffliegern mit Bordwaffen angegriffen wurde. Wir wohnten in der Siedlung gegenüber dem Bahnhof, so daß auch unsere Häuser beschädigt wurden. Dann gab es den ersten Bombenangriff. Da wir keinen Keller hatten, liefen wir aus dem Haus auf das Feld in Richtung Lisettenhof, sahen die Flugzeuge über uns und auch die Bomben fallen. Wir warfen uns auf den Boden und ich legte mich über meine kleine Schwester, die am 1. Januar gerade ein Jahr alt geworden war. Um uns herum Bombenrichter, Erdbrocken fielen auf uns, aber alle neun Geschwister blieben unverletzt. Unsere Mutter war im Haus geblieben, sie hatte ein offenes Bein und konnte schlecht laufen. Die kaputten Fenster wurden mit Brettern zugenagelt und wir blieben noch ein paar Tage im Haus. Aber dann bereiten wir uns doch auf die Flucht vor.

Für alle Kinder wurden Namensschilder abgefertigt. Mit Bändern versehen, wurden sie ihnen um den Hals gehängt. Ich ging noch einmal zum Apotheker "Gogga" in der Langgasse und holte dort die Salbentöpfe ab, die für die Mutter vorbereitet waren. Das Notwendigste wurde eingepackt. Dann wurden wir von einem Militärwagen abgeholt und in die Infanteriekaserne gebracht. Hier wurden wir im Luftschutzkeller untergebracht und aus der Kantine gut versorgt. Die nächsten Luftangriffe erlebten wir hier. Soweit ich mich erinnern kann, wurde an der Kaserne nicht allzu großer Schaden angerichtet, aber aus Richtung Stangendorf wurde die Stadt schon beschossen. Wenn es etwas ruhiger war, sind meine Schwester Margot und ich noch nach Hause gelaufen, um dringend benötigte Sachen

zu holen. Sogar Kuchen wollten wir noch einmal backen. Als er gerade im Backofen war, ging der Beschuß wieder los. Wir liefen aus dem Haus. Hinter dem massiv gebauten Stall legten wir uns auf den Boden. Die Geschosse heulten über uns hinweg. In einer Angriffspause nahmen wir den halbgebackenen Kuchen aus dem Backofen, machten das Feuer aus und liefen zur Kaserne zurück. In die Stadt sind wir auch noch einmal gegangen. Hier traf ich meinen Chef Walter Grunwald. Er stand vor seinem ausgebrannten Haus. Soldatenstreifen forderten uns auf, die Stadt zu verlassen. Aus den Häusern in der Malzstraße kamen viele Soldaten und trugen Kisten mit Eingemachtem, Fleisch und anderen Lebensmitteln weg. Wir fanden das damals unverschämt, weil wir doch glaubten, daß alle bald wieder nach Hause kommen würden.

Am 14. Februar 1945 wurden wir nach Heiligenbeil gebracht und kamen auch hier erst einmal in einer Kaserne unter. Betten waren nicht mehr frei und so schliefen wir auf und unter den Tischen; denn die Kaserne war mit Flüchtlingen vollkommen überfüllt. Auch Heiligenbeil stand schon unter Beschuß. Nachdem ein Munitionsdepot getroffen worden war, gab es den ganzen Tag ununterbrochen Explosionen. Uns wurde dann eine Unterkunft in einem Häuschen zugewiesen. Hier schliefen wir wieder in richtigen Betten. Der Eigentümer war Flughafenangestellter. Seine Frau und die Kinder waren bereits ausgeflogen worden.

In der Stadt sah ich an den Häusern und Scheunentoren Plakate mit Durchhalteparolen. Auf einem stand: "Die Lage ist erst dann beschissen, wenn wir uns nicht mehr zu wehren wissen!" Hier traf ich "Usch" Wiegotzki. Sie schenkte mir zwei Dosen Schmalzfleisch.

Der Beschuß auf Heiligenbeil wurde immer stärker und so beschlossen wir, uns doch einem Flüchtlingstreck in Richtung Frisches Haff anzuschließen. Den ersten Versuch mußten wir allerdings wegen starkem Bordwaffenbeschuß aufgeben. Jeden Tag wurden Trecks zusammengestellt und beim zweiten Mal klappte es dann besser. Die Mutter und die kleinen Geschwister wurden auf einem Pferdewagen mitgenommen. Es war ein endloser Treck. In Rosenberg am Frischen Haff angekommen, bekamen die Erwachsenen von Volkssturmmännern einen Schnaps aus der "Pulle". Auch ich bekam einen Schluck. Gab es den wegen der eisigen Kälte oder sollten wir uns Mut antrinken?

Die Wagen wurden nacheinander über eine schräge Rampe auf das Eis geführt. Es wurde schon dunkel. Die Strecken waren abgesteckt. Etwa 500 m östlich war eine Strecke für das Militär. Dort wurden hauptsächlich Verwundete transportiert. Es dauerte nicht lange, da tauchten russische Flugzeuge auf und beschossen das Militär und schließlich auch uns. Nun konnten wir nicht mehr ausweichen. Es gab viele Opfer unter den Soldaten und auch unter den Flüchtlingen. Am schlimmsten betroffen waren die Menschen auf den Wagen und die Pferde. Die Fußgänger suchten Deckung hinter den Wagen. Es war inzwischen Nacht geworden, aber manchmal war das Haff durch die Leuchtraketen taghell. Wie durch ein Wunder wurde niemand von unserer großen Familie verletzt. Etwa 1 km vor der Nehrung, hier stießen wir auf den Militärkonvoi, drehte unser Treck nach links ab. Es sollte weiter nach Kahlberg gehen, wir aber wollten auf die Nehrung und versuchen nach Pillau zu kommen. Dort war unser Vater bei der Marine stationiert und wir hofften, daß er uns weiterhelfen könnte. Mutter stieg mit drei kleinen Kindern vom Wagen ab und wir warteten nun darauf, daß uns ein Militärwagen auf die Nehrung mitnehmen würde. Ein Funkwagen scherte aus und hielt an. Wir hofften, daß er uns alle aufnehmen könnte, aber einer der Soldaten erklärte uns, daß sie ihren Anhänger verloren hätten. Er war im Eis eingebrochen, aber nicht gleich versunken. Dadurch konnten sie noch einen Teil der Ladung auf den Motorwagen umladen. So war nicht mehr viel Platz und es konnten wieder nur unsere Mutter und die kleinen Geschwister mitgenommen werden, die übrigen versuchten auf den Trittbrettern der Schlitten, mit denen verwundete Soldaten transportiert wurden, mitzufahren. Den Kinderwagen mit der Kleinsten (Karin) zogen wir hinterher. Damals fanden wir das sogar lustig. Der Kinderwagen war für uns sehr wichtig, weil wir in ihm unter der Matratze die Windeln für Karin, das Verbandszeug für unsere Mutter und andere wichtige Dinge verstauen konnten.

Da der Funkwagen schneller war, kam er vor uns auf der Nehrung an. Inzwischen war es stockdunkel und so fanden wir uns nur durch lautes Rufen wieder. Aus der Feldküche gab es dann eine warme Suppe. In Erd-bunkern, die zur Tarnung mit Tannenzweigen abgedeckt waren, blieben wir bis zum nächsten Morgen. Es war eisig kalt. Da halfen auch die mehrfach übereinander gezogenen Kleider wenig. Am nächsten Tag, ich glaube es war der 19. Februar, wurden wir schließlich nach Pillau gebracht.

Hier war ja unser Vater bei einem Minensuchkommando stationiert. Als ich aber dort anrief, wurde mir gesagt, daß er vor drei Tagen nach Bad Schwartau bei Lübeck abkommandiert worden war. Von Bad Schwartau hatte ich noch nie etwas gehört, so konnte ich mir nur Lübeck merken.

In Pillau wurden wir in einem Seemannsheim untergebracht und gut gepflegt. Sogar Theater spielten die Matrosen für die Kinder. Auch konnten wir hier unsere 14 Monate alte Schwester Karin baden. Zum Schlafen wurde die Fußböden mit Matratzen ausgelegt. Kinderreiche Familien wurden nun beim Weitertransport bevorzugt und so brachte man uns nach 2 Tagen zum Hafen. Hier türmten sich Berge von Hausrat. Angefangen von Federbetten bis zu Fahrrädern; denn alles überflüssige Gepäck durfte nicht auf das Schiff mitgenommen werden.

Auf einem Minensuchboot ging es nun nach Gotenhafen. Viele Verletzte waren auf dem Schiff. Sie wurden dort von Krankenwagen abgeholt und in Krankenhäuser gebracht. Auch unsere Mutter, die wegen ihrer offenen Beine nun gar nicht mehr laufen konnte, wurde mitgenommen. Wir Kinder wurden erst einmal in einem Kino untergebracht. Nach einigen Stunden kamen wir dann in einen Kindergarten. Am nächsten Tag gab man uns Platzkarten für den großen Dampfer "Hamburg". Nun mußten wir erst einmal herausfinden, in welchem Krankenhaus unsere Mutter war; denn wir wollten sie ja auf keinen Fall zurücklassen. Es war inzwischen Abend geworden, ich glaube es war der 24. Februar. Alle waren wir schon auf dem Schiff, das auslaufen sollte, und ich wartete ungeduldig an der Gangway, die eingezogen werden sollte. Dann endlich wurde unsere Mutter von zwei Sanitätern auf einer TAGE gebracht. Sie bekam mit den kleinen Geschwistern einen Platz in der Bibliothek zugewiesen. Hier waren alle Kranken untergebracht. Wir Größeren wurden auf dem ganzen Schiff verteilt. Die einen hatten im Laderaum auf Liegestühlen, die anderen in Badewannen einen Platz bekommen. Ich mußte auf dem großen Schiff ständig hin- und herlaufen und habe mich oft verlaufen.

Anfangs wurden wir gut gepflegt. Es gab u. a. Nudelsuppe mit viel Fleisch. An Land waren herrenlose Kühe herumgelaufen, die man notgeschlachtet und ihr Fleisch anschließend verteilt hatte. Davon bekam wohl auch die "Hamburg" eine größere Menge. Sogar Milch gab es für Kleinkinder. Meiner Erinnerung nach waren wir drei Tage auf dem Schiff, als dann die Verpflegung doch schlechter wurde.

Mit etwa 3.000 Verwundeten sollen insgesamt 12.000 Menschen an Bord gewesen sein. Ich kümmerte mich nicht nur um Mutter und Geschwister, sondern half auch bei der Versorgung der Verwundeten. Sie lagen in den Speisesälen auf Matratzen und befanden sich in einem oft erbärmlichen Zustand. Auf den Verbandsplätzen an Land waren sie nur notdürftig versorgt worden und das Verbandsmaterial auf dem Schiff wurde auch knapp. Viele schrieten vor Schmerzen. Einige wurden böse, weil sie sich durch das Schreien gestört fühlten. Es herrschte ein rauher Ton. Als ich in den Sanitätsraum ging, um eine Lösung zu holen, mit der ich einen verkrusteten Verband entfernen wollte, nahm der Sanitäter eine Leere Flasche mit der Aufschrift "Wasserstoffsuperoxyd" aus dem Regal und füllte Leitungswasser hinein. Ich sah ihn fragend an, als er mir die Flasche gab. Er sagte: "Nimm nur, nichts anderes mehr. Der Soldat weiß es ja nicht." Einige starben an ihrer schweren Verwundung. Die Toten wurden auf dem Oberdeck unter eine Plane gelegt. Hier auf dem Oberdeck waren auch Geschütze aufgebaut, um angreifende Flugzeuge abzuwehren.

Wir näherten uns schließlich der Insel Rügen. Alles sah hier so friedlich aus und wir hofften schon, daß wir hier bleiben könnten. Aber nachdem man uns ausgebootet hatte, ging es von Saßnitz mit der Eisenbahn gleich weiter. Ich weiß heute nicht mehr, wie wir mit dem Kinderwagen vom Schiff in das Boot und weiter in den Zug gekommen sind, der überfüllt war. Selbst auf den Gängen lagen die Menschen, viele am Ende ihrer Kräfte. Eine alte Oma starb und blieb bis zur nächsten Station auf ihrem Platz sitzen; denn zum Hinlegen gab es keine Möglichkeit.

Nun gab es nichts mehr zu essen und auf einem Bahnhof holten wir uns von einem Güterwagen Steckrüben. Wir hatten aber noch unsere Lebensmittelmarken bei uns und als der Zug in Wismar längere Zeit Aufenthalt hatte, schickte Mutti meine Schwester Margot ins Bahnrestaurants, um etwas einzukaufen. Plötzlich gab es Fliegeralarm. Der Zug fuhr aus dem Bahnhofsgelände und blieb dann auf freier Strecke stehen. Wir hofften, daß er nach der Entwarnung wieder in den Bahnhof zurückfahren würde, aber er fuhr weiter. Unsere Mutter war ganz verzweifelt, waren wir doch bisher trotz aller Strapazen noch gut davongekommen.

Später erzählte uns Margot, daß ihr niemand hatte sagen können, wo unser Transport hinging. Sie erinnerte sich aber, daß unser Vater in die

Lübecker Gegend versetzt worden war, und so wurde sie in einen Zug nach Lübeck gesetzt. Hier nahmen Helfer vom Roten Kreuz Verbindung mit dem Wehrbezirkskommando auf. Überall wurde herumtelefoniert und sie fanden ihren Vater schließlich bei einer Einheit in Bad Schwartau. Als Margot am Telefon mit ihm sprach, dachte er, die ganze Familie wäre in Lübeck angekommen. Sie konnte ihm aber nur sagen: "Ich bin ganz alleine hier." Er hat sie dann bei einer Familie in Bad Schwartau unterbringen können.

Unsere Fahrt ging aber weiter über Bremen -wo wir erst einmal richtig gepflegt wurden - nach Osterholz-Scharmbeck. Von hier wurden wir am 4. März 1945 mit Pferdewagen abgeholt und nach Ohlenstedt gebracht. Vor dem Gemeindesaal wurden wir abgesetzt. Hier wurden wir auch gut gepflegt und dann auf die einzelnen Höfe verteilt. Wir wurden Bauer Schilling zugewiesen und bekamen in seinem Haus zwei Zimmer für unsere große Familie, aber wir hatten nun ein Dach über dem Kopf. In den ersten Tagen haben die Bauern abwechselnd für uns gekocht. Ich ging jeden Tag zur Mittagszeit das Essen abholen. Manche Höfe lagen weit außerhalb des Dorfes. Das Essenholen war gefährlich; denn um diese Zeit fuhr ein Eisenbahnzug am Dorf vorbei. Regelmäßig tauchten dann Tiefflieger auf, die den Zug beschossen. Sie schossen auch auf alles, was sich auf der Straße bewegte. Ich stellte mich dann hinter einen Baum oder suchte Deckung im Straßengraben. Bei den schweren Luftangriffen auf Bremen wurden auch Bomben auf die umliegenden Orte abgeworfen. Da ich dann noch schwer erkrankte, konnte ich nicht einmal in den Keller gehen. -Unser Bauer war ein böser Mensch. Er behandelte nicht nur seinen Fremdarbeiter schlecht, er nannte auch uns Flüchtlinge Hottentotten und wunderte sich, daß wir deutsch sprechen konnten. - Etwa Anfang April bezog ein Generalstab Quartier in Ohlenstedt. Ausgerechnet das Haus, in dem wir Unterkunft gefunden hatten wurde für den General ausgewählt. innerhalb weniger Stunden mußten wir es räumen. Da der Bürgermeister so schnell für uns keine Bleibe finden konnte, wurden wir zu allem Unglück für einen Tag in einem Konzentrationslager untergebracht, das außerhalb des Dorfes im Wald versteckt lag. Da half auch kein Protest bei einem der Offiziere. Wir hatten das Lager vorher noch nie gesehen, da es in einem Sperrgebiet lag.

Verpflegung wurde uns zwar gebracht, aber es war unheimlich hier. An den Holzbetten waren noch die Namen der bis vor kurzer Zeit unter-

gebrachten Häftlinge. Außerhalb der Baracke sahen wir sogar noch Galgen. Viel später erfuhr ich, daß dieses Lager zu einer Munitionsfabrik "Muna Lübgerstedt" gehörte und eine Außenstelle des Konzentrationslager Neuengamme gewesen war.

Familie Hundt nahm uns dann bei sich auf. Sie hatten selbst mehrere Kinder. Es waren liebe Menschen und zum ersten Mal nach der Flucht fühlten wir uns wohl.

Ohlenstedt wurde schließlich von den Amerikanern besetzt. Als die ersten Soldaten, in der Mehrzahl "Schwarze", mit ihren Jeeps ankamen, liefen wir in die Häuser. Es stellte sich aber bald heraus, daß ganz besonders die Farbigen sehr kinderlieb waren.

Alle atmeten wir auf, als dann der Krieg am 8. Mai 1945 zu Ende war.

Vom Bürgermeister wurde ich nun zur Milchkontrolle eingesetzt. Das gab oft Ärger mit den Bauern, die sie Milch abliefern mußten. Manchmal hatten sie ihre Kühe gemolken, bevor ich auf die Weide kam. Wir bekamen ein Stück Ackerland zugewiesen, und so konnten wir für uns Kartoffeln und Gemüse anbauen.

Eines Tages kam ganz unverhofft unsere auf der Flucht verlorengegangene Schwester Margot an. Über Mutters Schwester in Kiel hatte sie unseren Aufenthaltsort erfahren. Durch Margot wußten nun auch wir, wo unser Vater war. Wir siedelten dann auch bald nach Bad Schwartau in eine ehemalige Militärbaracke um, in der Vater schon als Soldat gelegen hatte. Sie war vollgestopft mit Flüchtlingen. In einem der großen Mannschaftsräume waren mehrere Familien untergebracht. Dieser Raum war mit Decken und Wehrmachtsschränken unterteilt. Jeder hatte nur ein paar qm zur Verfügung. Es gab keinen Herd zum Kochen, so kochten wir die ersten Monate draußen auf einer mit Ziegeln hergestellten Feuerstelle.

Im Herbst fuhren Margot und ich noch einmal nach Ohlenstedt um Kartoffeln und Gemüse von unserem kleinen Ackerland zu ernten. Bis Hamburg fuhren wir mit dem Zug und dann weiter per Anhalter.

Bad Schwartau gehörte zur britischen Besatzungszone und der Bremer Raum war amerikanisch. So mußten wir uns erst bei der Militärbehörde Passierscheine besorgen.

Zwei Säcke Kartoffeln und jeder eine Tasche mit Gemüse mußten wir schleppen. Das ging nur so, daß wir zusammen einen Sack immer ein paar Meter trugen, ihn abstellten und dann den anderen nachholten. Bei der Gelegenheit wurde uns ein Sack Kartoffeln geklaut. Das war damals besonders schlimm.

Einige Flüchtlinge zogen bald aus. Das gab mehr Platz. So wurden uns zwei Räume und eine Küche zugewiesen. Eine Wohnung für unsere große Familie war nicht zubekommen. Auch Arbeit zu finden war damals schwer. Durch die Reparationen, die Deutschland an die Siegermächte zahlen mußte, wurden viele Fabriken, die den Krieg überstanden hatten, demontiert und in diese Länder transportiert.

Allmählich normalisierte sich das Leben wieder, und wir bekamen 1949 die Möglichkeit, ein Haus zu bauen. Viel Eigenarbeit wurde von uns geleistet und oft ging es wegen Materialmangel nicht weiter. Nach drei Jahren, 1952, konnten wir einziehen. Das Barackenleben hatte nach sieben Jahren ein Ende. In diesem Jahr habe ich dann auch meinen Gerd geheiratet. Wir bekamen im Elternhaus zwei kleine Zimmer und eine Küche. Darauf waren wir damals sehr stolz. Zu dieser Zeit wohnten viele junge Paare noch in einem Zimmer oder jeder blieb erst einmal bei seinen Eltern wohnen.

Nochmals Rodelshöfen

Zum Bericht im Heimatbrief Nr. 11/1998 über Rodelshöfen schreibt Dietrich Sattler:

Der Bericht über Rodelshöfen, die Schilderung Erich Mendes auch über die Einrichtung des Herrenhauses, "gediegen und schön", dann auch die erschütternden Erfahrungen von Alois Huhn im Zwangsarbeitslager für Kinder und Jugendliche bei den Russen dort und schließlich die trostlosen Bilder der verfallenen Gutsgebäude haben einige eigene Erinnerungen wach werden lassen, vielleicht als Ergänzung anzufügen.

Es war im Sommer 1942 oder 1943, da wurden auch schon wir Kinder und Hitlerjungenpimpfe zum Ernteeinsatz im Krieg aufgerufen; so kam ich nach Rodelshöfen. Meine Eltern verkehrten freundschaftlich und gesellschaftlich mit der Gutsherrin, der verwitweten Frau Charlotte Gramsch, geb. von Stosch; sie hatten mich vermittelt. Da ich im Schloß wohnen und auch an der Tafel mitessen sollte, hatten sie mich entsprechend ermahnt, mich anständig und höflich zu benehmen. Ja, Mutter hatte für alle Fälle sogar den Handkuß mit mir eingeübt.

Die Arbeit, die langen Stunden beim Rübenhacken, die endlosen Furchen auf den riesigen Gutsäckern, oder das Heustaken unter dem Dach der großen Scheune, war für den 14jährigen schwächtigen Jungen eine bis zur Erschöpfung treibende Anstrengung, zumal ich als einziger Jugendlicher und Junge mit einer Gruppe sehr kräftiger Frauen, Fremdarbeiterinnen aus der Ukraine, zusammenarbeitete unter einem alten Vorarbeiter. Da wollte ich mich natürlich nicht blamieren und als deutscher Hitlerjunge keine Schwäche zeigen. Auch wenn ich ihre Sprache nicht verstand, merkte ich wohl, wenn sie über mich sprachen oder lachten; meist aber akzeptierten sie mich freundlich mit warmherziger Mütterlichkeit und machten viel Spaß.

Im Schloß dagegen war die Atmosphäre der prächtigen, hohen, großen Räume, die vornehme Haltung und gütige Zuwendung der Schloßherrin, mit der ich öfters ganz allein speiste, ganz anders und ließ mich schüchtern bleiben.

Später dann - es war im Frühjahr 1946 - war ich als Kriegsgefangener bei den Engländern in der Nähe von Celle stationiert. Wir bekamen als Mit-

glieder der sog. GSO (German Service Organisation) oder auch DAKL ("Deutsches Arbeitskommando Luft") auch Urlaub, konnten uns bei Ausgang im begrenzten Bereich frei bewegen. So besuchte ich in Celle auch Frau Gramsch, deren Adresse mir meine Eltern geschrieben hatten, und die nach der Flucht in Celle Zuflucht gefunden hatte. Ich weiß noch, wie betroffen ich war, als ich sie im schmalen, so engen Zimmer traf: ein Bett, ein kleiner Sessel, ein Stuhl, eine Kommode, ein Tischchen am Fenster. Sie aber begrüßte mich mit warmherziger Güte in unverändert vornehmer Haltung, ohne ein Wort der Klage oder Entschuldigung für den ärmlichen Rahmen, als wäre das selbstverständlich so, wie es war. Sie erkundigte sich nach meinen Eltern, zeigte ihre Freude darüber, daß ich gesund den Krieg überstanden hatte, verlor über ihr eigenes Schicksal kein Wort. Nur mit einem Blick durch das Fenster wies sie auf ein in der Ferne erkennbares Gebäude und sagte ganz nüchtern: "dort sitzt mein Sohn, von den Engländern verhaftet." (Er war, obgleich kein Parteimitglied, Regierungsrat im Innenministerium und so natürlich politisch belastet.)

Mich hat damals bei diesem Besuch die ungebrochene Haltung dieser gütigen Frau, dieser Adligen aus dem Osten, sehr beeindruckt. Und wenn ich auch wieder zu schüchtern dazu war, glaube ich, hier wäre ein Handkuß, spontanes Zeichen der Ehrerbietung, gewiß gut gewesen.

Gebietsreform in Polen

mit Neuwahlen zu den Woiwodschaften, Kreisen und Gemeinden

Zum 01. Januar 1999 trat in Polen eine Verwaltungsreform in Kraft. Statt der bisher 49 Woiwodschaftsbezirke gibt es nun nur noch 16 derartige Bezirke. Die Woiwodschaft "Ermland und Masuren" umfaßt nun wieder das gesamte - heute zu Polen gehörende - Gebiet Ostpreußens. Die alte Reichsgrenze ist somit im wesentlichen wieder hergestellt. Von den historischen Kreisgrenzen kann dies allerdings nicht gesagt werden.

Der Kreis Braunsberg umfaßt jetzt folgende Städte und Gemeinden:

Braunsberg - Stadt / Braunsberg - Land

Frauenburg / Plaßwisch / Mehlsack

Deutschendorf (fr. Kr. Pr. Holland) / Lichtenfeld (fr. Kr. Heiligenbeil).

Wormditt wurde dem Kreis Heilsberg zugeteilt. Damit sind viele jedoch nicht einverstanden. Es sind Bestrebungen im Gange, Wormditt wieder dem Kreis Braunsberg zuzuweisen. Um dieses Ziel zu erreichen, wird am 21.03.1999 ein Volksentscheid durchgeführt. Dafür waren 1.000 Unterschriften erforderlich. Tatsächlich wurden 2.300 Unterschriften gesammelt.



Als Gründe für dieses Volksbegehren werden genannt:

Bei Zugehörigkeit zu Heilsberg wäre das zuständige Finanzamt in Bartenstein, die Krankenkasse in Heilsberg und das Gericht in Braunsberg. Die Busverbindungen nach Bartenstein und Heilsberg seien sehr schlecht. Dagegen habe Wormditt sehr gute Verbindungen per Bahn und Bus nach Braunsberg. Die Anbindung nach Braunsberg hat sich in den letzten Jahrzehnten hingegen bestens bewährt. Gesundheitswesen, Fernmeldewesen, Feuerwehr und vieles andere ist gut mit Braunsberg geregelt. Und dort gibt es auch den Grenzübergang Grunau/Heiligenbeil.

Eine Zugehörigkeit zu Heilsberg würde im übrigen erhebliche Kosten verursachen und die Verlegung verschiedener Ämter notwendig machen.

Der angesetzte Volksentscheid am 21.03.99 wurde am 19.03. durch den Wizewojwoden untersagt. In den eingerichteten Wahllokalen kam es dennoch zu Bürgerversammlungen an denen sich 3.616 Personen beteiligten. Von ihnen entschieden sich 3.434 für den Anschluß an Braunsberg, nur 182 wollten zum Kreis Heilsberg gehören.

Nach Zeitungsberichten wird die Administration dieses Bürgerbegehren respektieren müssen.

Die Wahlen für die neuen Gebietskörperschaften erfolgten am 11.10.98.

Bürgermeister von Braunsberg wurde	Andrzej Skurzynski,
Bürgermeister von Frauenburg	Wiktor Slipiko (wie bisher),
Bürgermeister von Mehlsack	Zbigniew Orwat

Zu Vorstehern der Gemeindeverwaltungen wurden gewählt:

Braunsberg-Land	Braniewo-wies	Henryk Mrozinski
Plaßwich	Ploskinie	Edward Bulhak
Deutschendorf	Wilczeta	Andrzej Nowosielki
Lichtenfeld	Lelkowo	Stanislaw Popiel

Bürgermeister von Wormditt wurde Jaroslaw Kogut.

Wir wünschen den Bürgermeistern der Städte und den Vorstehern der Gemeinden sowie allen Stadt- und Gemeinderäten eine erfolgreiche und fruchtbringende Arbeit zum Wohle der ihnen anvertrauten Menschen.

Neubauprojekte in Braunsbergs Langgasse

Nachdem bereits vor einigen Jahren an der Stelle der früheren Apotheke Haus Nr. 44 unter Einbeziehung der Nr. 46/48 ein Neubau errichtet worden war, in dem das **Hotel "Warmia"** betrieben wird, und im Kellergeschoß das **Restaurant "Jakubowa"** ein Anziehungspunkt für Einheimische und Touristen geworden ist, stehen Anfang dieses Jahres weitere Baumaßnahmen an.

Der **Artushof** an der Ecke zur 1. Kirchenstraße hat seinen Betrieb als Kino "Dar" bereits im vergangenen Jahr eingestellt, denn die Planungsarbeiten für den Um- und Erweiterungsbau zu einem **Kulturzentrum** machten dies notwendig. Es wird die Grundstücke Nr. 34-42 zusammenfassen. Das Kulturzentrum wird auch das Haus 1. Kirchenstr. Nr. 1 mit einbeziehen. An der nordöstlichen Seite des Hotels Warmia wird ebenfalls gebaut. Dort entsteht über den alten Grundstücken Nr. 50-52 ein Wohnhaus. Damit bekommt die südliche Häuserfront an der Langgasse von der 1. Kirchenstraße bis zur Schloßstraße ein völlig neues Gesicht.

Das Planungsbüro hat Wert darauf gelegt, daß von der Straße her der Eindruck entsteht, als handle es sich um mehrere Häuser, während die Räume im Inneren zu einem einheitlichen Ganzen übergreifend gestaltet werden.

In dem Kulturzentrum wird es einen Theater- und Kinosaal geben. Auch ein Konferenzsaal und Versammlungsräume für kleinere Gruppen werden entstehen. Ein weiträumiges Foyer und verschiedene Ausstellungsräume bieten reichhaltige Möglichkeiten für die Präsentation unterschiedlicher Exponate.

Ein Kaffee im alten Gebäude des Artushofes, soll ein weiterer Anziehungspunkt in der Gesamtanlage werden.

Das Kulturzentrum wird auch die Bibliothek der Stadt aufnehmen, die heute noch im ehemaligen Potocki-Stift untergebracht ist.

Nach Angaben der Stadtverwaltung wird der Bau des Kulturzentrums in drei Bausabschnitten zügig vorangetrieben.



Hotelsituation in Braunsberg

Braunsberg als Endstation an Polens Nordgrenze, kurz vor der Grenze nach Rußland war über Jahrzehnte Stiefkind der Nation und Entwicklung. Erst Mitte der 70iger Jahre begann sich das Leben zu wandeln und zu stabilisieren. Aber selbst zu dieser Zeit war es für einen Touristen nicht möglich, ein bescheidenes Hotelbett zu erlangen. Ich kann mich erinnern, daß mir 1972 im früheren Hotel "Krüger" in der Bahnhofstraße ein Zettel mit einer Privatanschrift auf dem Köslin in die Hand gedrückt wurde. Dort konnten wir uns mit fünf Personen in einem Raum zur Ruhe legen.

Das Katharinenkloster - Anlaufstelle für die deutschen Heimkehrer - hatte zu jener Zeit erhebliche Probleme mit den Behörden wegen der deutschen Besucher und wurde deshalb von mir möglichst gemieden. Bei meinen späteren Besuchen in den 70iger und 80iger Jahren suchte ich ein Unterkommen außerhalb Braunsbergs. Da war die Beobachtung durch die kommunistischen Machthaber nicht so perfekt.

Erst Anfang der 90iger Jahre, als die politische Wende etwas mehr Offenheit brachte, ging die Stadtverwaltung daran, eine bescheidene Hotelunterkunft zu fördern. Wir alle kennen das spätere **Hotel Astra** in der Neustadt, etwas abgelegen in der ehemaligen Ziethenstraße. Viele Besucher haben dort logiert und mit dem wendigen und allezeit hilfsbereiten "Eddi" manch fröhliche Stunde verbracht. Das Hotel war und blieb aber nur ein Notbehelf. Der aus kommunistischer Zeit stammende Beton-Büro-Bau erwies sich als ein Faß ohne Boden. Trotz guten Willens, ständigen Improvisierens aber fehlender Mittel, mußte der Betreiber eines Tages scheitern. Ausgerechnet unsere Kreisgemeinschaft gab 1996 den entscheidenden Anlaß für die Schließung des Hotels, nachdem "Eddi" den Behörden und unserer Reisegruppe 150 Betten zugesagt, bei unserer Ankunft aber nur 60 Betten bereitstellen konnte. Das war eine bittere Erfahrung. Unsere Landsleute, die dabei waren, haben Großmut und Disziplin gezeigt. Alle bekamen noch ein Bett, wenn auch teilweise im weiten Umfeld.

Endlich im Jahre 1996/97 eröffnete ein polnischer Privatmann in einem Neubau an der Langgasse das **Hotel "Warmia"**. Ursprünglich nur als **Restaurant "Jakubowa"** genehmigt, war der Besitzer bereit, dem dringenden Bedarf an Hotelbetten abzuhelfen. Braunsberg konnte nun Gäste

aus aller Welt aufnehmen. Das Haus wird mit Befriedigung angenommen und bietet einen internationalen mittleren Standart.

Im Oktober letzten Jahres hörte ich von Erweiterungsplänen des Hotelbesitzers. Auf dem Gelände der früheren Lederfabrik Berger in der Bahnhofstraße soll ein weiteres Hotel entstehen, das wegen des Fabrikgeländes noch erweiterungsfähig ist. Die Baumaßnahmen waren bereits in vollem Gange. Dort wird es auch ausreichend Parkgelegenheit geben.

Im März dieses Jahres liefen die Arbeiten dort auf Hochtouren, denn bereits im Mai sollen die ersten Gäste aufgenommen werden. Die Hoteldependance in der Bahnhofstraße (ul. Kosciuszki 100) wird ebenfalls den Namen "Warmia" tragen. Mit 16 Doppel- und 2 Einzelzimmern hat es etwa die gleiche Aufnahmekapazität wie das Hotel in der Langgasse (ul. Gdanska 18), das den Gästen auch weiterhin offen steht.



HOTEL WARMIA

POLEN 14-500 Braniewo
ul. Gdańska 18

tel./fax +48(55) 243-39-22
tel./fax +48(55) 243-39-07
NIP 582-000-21-53

Braunsberg / Ostpreußen - Unsere Schulen

Gemeinschaft der Braunsberger Schulen

Nachdem wir im Sommer 1998 das letzte unserer Schulhefte verschickt hatten, erreichten uns viele Briefe mit Worten des Dankes und auch des Bedauerns. Ich möchte mich hier im Namen aller Herausgeber der Schulhefte dafür bedanken. Ich danke auch der Kreisgemeinschaft Braunsberg dafür, daß sie uns im Heimatbrief diesen Platz für unser Anliegen eingeräumt hat.

Wenn wir den Versand unserer Hefte im vergangenen Jahr einstellten, dann hatte das wichtige Gründe. Und der Entschluß ist uns nicht leicht gefallen. Ich meine aber, daß unsere Gemeinschaft mit dem Wegfallen der Hefte nicht gestorben ist. Und darum lade ich alle Ehemaligen der Braunsberger Schulen ein, nach Münster zu kommen, um Wiedersehen zu feiern. Lange bevor wir unsere Feierstunden in der Aula des Paulinums einführten, haben wir uns so getroffen, und viele von uns haben an den Feierstunden im Paulinum selten oder nie teilgenommen.

Ich bitte also alle, auch in diesem Jahre nach Münster zum Wiedersehen zu kommen. Wir treffen uns wieder am Samstagnachmittag, dem 11.09.99, in der Stadthalle zu Münster-Hiltrup, nehmen dort an den Veranstaltungen der Kreisgemeinschaft teil und haben dann viel Zeit zum Plachandern.

Im vergangenen Jahr hatte ich in der Aula des Paulinums Dias vom alten Braunsberg gezeigt, die vor vielen Jahren Walter Merten für uns machte. Ich wurde nach der Feierstunde gebeten, die Bilder noch einmal zu zeigen und dabei Gelegenheit zu geben, auch diese oder jene Frage zu den Bildern stellen zu können. Ich will für unser Treffen die Bilder und auch einen eigenen Projektor mitbringen, um dem Wunsche nach zu kommen. Alle, die Bilder sehen möchten, sollen die Gelegenheit in einem Nebenraum im Gebäude der Stadthalle haben. Alles Nähere dazu werde ich in Münster bekannt geben.

Also macht Euch auf ! Kommt nach Münster ! Viel Zeit haben wir zu solchen Wiedersehen nicht mehr. Und niemand sage. "Ich treffe da ja sowieso niemanden." Wenn alle so reden, dann trifft mit Sicherheit niemand einen.

Ich grüße alle und hoffe auf einen zahlreichen Besuch und frohe gemeinsame Stunden.

Ernst Matern

Seit dem Sommer 1998 wurden uns folgende Toten gemeldet:

Gymnasium Hosianum - Hermann-von-Salza-Schule

04.06.97	Austen, Alois	Friedrich-Ebert-Str. 71	45127 Essen
07.11.98	Bischoff, Gerhard	Lasinskystraße 84	54296 Trier
17.01.98	Engelke, Else	Angerweg 14.	37647 Polle
27.06.98	Flottwell, Helene von	Dorfstraße 14	23683 Scharbeutz
19.09.92	Götzmann, Erika	Kolberger Straße 22b	76139 Karlsruhe
14.07.98	Knobelsdorff, Dr. Aloys	Nordstraße 35	44803 Bochum
29.11.98	Hohmann, Paul	In der Winnscheidt 6	57392 Schmallenberg
13.12.97	Lietz, Hildegard	Talstraße 5	31311 Uetze
28.01.99	Marienfeld, Gerhard	Gartenstraße 3a	31675 Bückeburg
13.03.98	Münchau, Waltraut	Heidjerweg 16	21149 Hamburg
.07.98	Rehaag, Aloisius	Am Falder 91	40589 Düsseldorf
15.05.98	Roski, Hugo	Grasweg 47a	33611 Bielefeld
	Ruhnau, Carl	Blücherstraße 19	48565 Steinfurt
	Schubert, Erna	Lauenburger Str. 68	21502 Geesthacht
	Schulz, Manfred	Hasselkamp 124	24119 Kronshagen

Elisabeth-Schule

12.11.98	Krause, Margarete (Schwartz)	Nonnenstieg 89	Göttingen
13.07.98	Pfister, Maria (Semrau)	Neusser Straße 6	Krefeld
20.06.98	Plischka, Margot	Am Sonnenbrink 19	Wernigerode
19.01.99	Bagger, Ernestine (Behrens)		Celle

Volksschulen

28.06.96	Lukmann, Elisabeth (Laws)		Lübeck
17.09.96	Riediger, Horst		Jersbek
17.02.97	Hinz, Walter		Berlin
14.08.97	Hartmann, Gerda (Siegmond)		Berlin
23.12.97	Ziegler, Hildegard (Thimm)		Oberstenfeld
.01.98	Scheer, Gertrud (Ruhnau)		Bremen
18.04.98	Grabowski, Elli (Mundt)		Berlin
23.04.98	Säländt, Ilse (Bellgard)		Halstenbek
25.04.98	Baumgart, Maria (Laws)		Braunschweig
27.04.98	Hellwig, Ursula (Rosenkranz)		Lüneburg
26.06.98	Franke, Elfriede (Hohmann)		
12.08.98	Dieterich, Elisabeth (Berlinke)		Steinbach
	Borrmann, Heinz		Münster
	Meyer, Irmgard (Schulz)		Neuenkirchen
	Peter, Gertrud (Tiedmann)		Treis-Karden
	Stehle, Christel (Knobbe)		Lünen

R.i.P.

Kleines Jubiläumstreffen in Mülheim / Ruhr

Frau Hildegard Lemmer-Kobel schreibt:

Am 28. November 1998 konnte ich zum 10. Mal ehemalige Braunsberger aus Mülheim und Umgebung im Hotel "Handelshof" begrüßen.

68 Landsleute waren gekommen, um bei einer Adventsfeier die Erinnerungen an unsere alte Heimat wachzuhalten. Ein paar neue Gäste waren dazugekommen, die sich zum besseren Kennenlernen auch wieder vorstellten.

Zu Beginn erinnerte Heinz Unruh an den Anfang und die Planung unseres ersten Treffens. Damals vor neun Jahren hatten wir doch Zweifel, ob es uns gelingen würde, hier, wie auch schon in anderen Städten, ein Regionaltreffen ins Leben zu rufen. - Unsere Arbeit hat sich gelohnt. Vor der kleinen Feierstunde gedachten wir der Verstorbenen aus unserer Mitte. Dann sangen wir, wie immer, das Lied "Macht hoch die Tür . . .", weil es von dem ostpreußischen Pfarrer und Lehrer Georg Weißel stammt. Neben anderen Liedern wurden auch Gedichte aus der Heimat vorgetragen. Zum Abschluß sangen wir das Ostpreußenlied.

Danach hielt Helmut Stange einen Diavortrag über Braunsberg. Auch Gruppenbilder, vor allem von der damaligen männlichen Jugend, waren dabei. Viele sahen darauf alte Bekannte wieder. Bei Kaffee und Kuchen wurden Erinnerungen ausgetauscht und auch viel von Reisen in die alte Heimat erzählt.

Zu unserer nächsten Adventsfeier, am 27. November 1999, lade ich Sie schon jetzt ganz herzlich ein. Viele von Ihnen hoffe ich auch am 11. und 12. September 1999 in Münster-Hiltrup wieder zu sehen.

*Hildegard Lemmer-Kobel
Saturnweg 1, 45478 Mülheim
Telefon: 02 08 - 5 28 25*

H a f f u f e r b a h n **Braunsberg - Elbing**

Kurz vor Redaktionsschluß erreicht uns eine Anfrage zur Haffuferbahn.
Im Rahmen eines größeren

Forschungsprojekts "Ostpreußische Kleinbahnen"
wird immer noch Material zur Haffuferbahn gesucht.

Insbesondere: Fotos bzw. Postkarten
Gleis- und Lagepläne der Bahnhöfe und Haltestellen
Fahrkarten, Frachtbriefe u. ä.
behördlicher und privater Schriftverkehr mit der HUB
innerbetriebliche Fahrpläne (Buch- und Bildfahrpläne).

Ganz besonders werden noch lebende Betriebsangehörige aber auch Fahrgäste (Fahrschüler) gesucht, die Erlebnisse, Kenntnisse usw. mitteilen könnten.

In der zweiten Jahreshälfte ist im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen eine Ausstellung über die Ostpreußischen Kleinbahnen geplant. Es wäre schön, wenn noch manch einer sein Wissen und seine Erfahrungen mitteilen könnte, damit wichtige Details vor dem Schicksal des Vergessens bewahrt bleiben.

Im einzelnen wurde uns folgender Fragenkatalog unterbreitet:

1. Wer kann Gleis- und Lagepläne der wichtigsten Bahnhöfe/Haltestellen zeichnen (diese Pläne müssen nicht maßstabgerecht sein, Skizzen sind ausreichend)?
2. Wie waren diese Bahnhöfe/Haltestellen ausgestattet (Bahnhofsgebäude, Lockschuppen, Wasserkräne, Laderampen, Güterschuppen u.ä.)? Wo gab es feste Bahnhofsgebäude? Welche Bahnhöfe/Haltestellen waren mit Abfertigungsbeamten besetzt; wie gestaltete sich der Fahrkartenverkauf?
3. Wo waren Lokomotiven stationiert, wo befanden sich Lokschuppen?
4. Welche Zusammensetzung hatten die Züge der Haffuferbahn? Gab es auch gemischte Züge für Personen und Güterbeförderung?

5. Die Werkstatt der HUB befand sich in Elbing. Welche Arbeiten konnten dort ausgeführt werden?
6. Wie sah die Farbgebung der Lokomotiven, Personen- und Güterwagen aus? Welche Beschriftung war an den Fahrzeugen angebracht?
7. Welches Brems- und Kupplungssystem hatten die Fahrzeuge der Haffuferbahn?
8. Gab es bei der Haffuferbahn fest angebrachte Signale, wenn ja wo?
9. Lagen die Gleise in einer Kiesbettung, oder wurde dafür Schotter verwendet?
10. Welches Aussehen hatten die Uniformen der Eisenbahner der HUB? (Farbe, Abzeichen etc.)?
11. Welche Dienst- und Hilfsfahrzeuge waren bei der Haffuferbahn vorhanden (z.B. Schneepflüge, Draisinen u.ä.)?
12. Wie gestaltete sich das Zugmeldeverfahren bei der Haffuferbahn?
13. Wer waren die Inhaber oder Nutzer der Anschlußgleise zu Mühlen, Sägewerken oder Ziegeleien?
14. Gibt es Unterlagen zu den zahlreichen Feldbahnen im Einzugsbereich der Haffuferbahn?
15. Bis wann wurde im Winter 1944/1945 der Betrieb der Haffuferbahn aufrechterhalten?

Wer bei dieser äußerst wertvollen und verdienstvollen Arbeit mithelfen kann und will, wird gebeten, sich direkt in Verbindung zu setzen mit:

Jörg Petzold, Alttrachau 48, 01130 Dresden.

Ostpreußisches Landesmuseum
L ü n e b u r g
Ritterstraße 10
21335 Lüneburg



OL.

Geöffnet : Di - So 10 - 17 Uhr

Dauerausstellungen

Ostpreußens Landschaften, Jagd- und Forstgeschichte
Die Geschichte Ostpreußens von der Frühbesiedlung bis 1945
Ländliche Wirtschaftszweige - Ackerbau, Tierzucht, Fischerei
Wissenschaft - Bildung - Literatur
Bernstein - Entstehung, Gewinnung, Bedeutung
Kunsth Handwerk - Bernstein, Silber, Keramik

Sonderausstellungen

13.03.1999 - 19.09.1999

Edith und Hermann Wirth - Ein Malerpaar aus Königsberg

17.04.1999 - 25.07.1999

Via Regia - Preußens Weg zur Krone

Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Geheimen Staatsarchiv
Preußischer Kulturbesitz in Berlin

07.08.1999 - 31.10.1999

Silberschätze aus dem Baltikum

Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem
Deutsch-Baltischen Kulturwerk, Lüneburg

02.10.1999 - 13.02.2000

Horst Siewert - Meisterfotograf, Tierfilmer und Wildbiologe

06./07.11.1999

Museumsmarkt - Landschaften und Traditionen

20.11.1999 - 30.01.2000

Spielzeug aus dem Erzgebirge

Sammlung Martin



KULTURZENTRUM OSTPREUSSEN

im Deutschordensschloß Ellingen

===== Archiv == Ausstellungen == Bibliothek =====

Anschrift: Schloßstraße 9, 91792 Ellingen

Telefon 0 91 41 / 86 44 - 0, Fax 0 91 41 / 86 44 - 14

Geöffnet: Di. - So. 10 - 12 und 13 - 17 Uhr (April - September)

Di. - So. 10 - 12 und 14 - 16 Uhr (Oktober - März)

Eintritt: 3,00 DM, Ermäßigungen

Führungen, Benutzung von Archiv und Bibliothek: Nach Absprache

Leitung: Wolfgang Freyberg

Geschichte: Im Westflügel des eindrucksvollen Barockschlosses konnte mit Hilfe des Freistaates Bayern - dem Patenland der Ostpreußen - ab 1981 zunächst eine Sammelstelle für ostpreußisches Kulturgut aufgebaut werden. Nach umfangreichen Renovierungs- und Erweiterungsarbeiten wurden 1988 im Erdgeschoß Archiv und Bibliothek sowie 1992/93 die beiden Obergeschosse zur Aufnahme von Dauer und Sonderausstellungen eingerichtet, um einen wirkungsvollen Beitrag zur Bewahrung und Pflege des ostpreußischen Kulturerbes zu leisten.

Das Kulturzentrum Ostpreußen ist seit 1994 eine Einrichtung der Ostpreußischen Kulturstiftung.

Sammlungen: Teil des Kulturzentrums ist ein museales "Schaufenster" mit einer Dauerausstellung zur Landeskunde und Kulturgeschichte Ostpreußens: Bernsteinkabinett, Königsberger Bürgerzimmer, historische Jagdwaffen, Cadiner Majolika, Salzburger Emigranten, ländliches Leben und Schaffen, Gemäldegalerie u. a.

Besondere Einrichtungen: Bibliothek / Zentrales Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen / Bildarchiv / Vortragsraum / Arbeitsräume für Besucher.

Besondere Aktivitäten: Ständige Sonderausstellungen /
21.11.1999 4. Bunter Herbstmarkt

Ausstellungsprogramm im Jahr 1999 (Ausschnitt)

08.05. - 18.07.1999 Elisabet Boehm und die Landfrauenbewegung

24.07. - 19.09.1999 Klein- und Privatbahnen in Ostpreußen

Lage: Ca. 50 km von Nürnberg, an der B 2 / B 3, Parkplätze

T e r m i n e auf einen Blick

- 29./30.05.1999 **Kirchspieltreffen Lichtenau** in Lichtenau-Kleinenberg bei Paderborn, Gasthaus Engemann, Hauptstr. 40
Anmeldung bzw. Information bei:
Alfred Lossau, Emil-Roth-Str. 11,
72760 Reutlingen, Tel: 0 71 21 - 37 05 71
- 29.08.1999 **Münster-Dom** 15 Uhr Festgottesdienst zur Seligsprechung von Regina Protmann
- 11./12.09.1999 **Kreistreffen in der Stadthalle Münster-Hiltrup**, Westfalenstraße 197
- Oktober 1999 **Fahrt in die Heimat** - Do 14.10. - Do 21.10.1999 zur Kirchweihe in Pettelkau
- 28.11.1999 **Mülheim/Ruhr Regionaltreffen** ab 14.30 Uhr im Hotel Handelshof, Friedrichstraße 15-19
Auskunft erteilt: Hildegard Lemmer-Kobel, Saturnweg 1, 45478 Mülheim,, Tel: 02 08 - 5 28 25
- Mai/Juni 2000 **Fahrt in die Heimat** - Begegnungstreffen mit der deutschen Minderheit und der polnischen Bevölkerung

Suchanzeige:

Suche eine Frau Braun mit Sohn Wolfgang !

Beide waren 1945 auf der Flucht von Braunsberg (Ostpr.). Sie kamen mit Pferd und Wagen. Bei meinem Großvater, Hermann Schwarz, in Voßhagen bei Rügenwalde (Pommern) machten sie für einige Tage Rast, bevor sie westlich weiter flüchteten, da die Sowjettruppen weiter ins Land vordrangen. Frau Braun kaufte bei meinem Großvater noch Fleisch, welches sie auf der Flucht mitnahm. Ich wüßte gern, wo beide geblieben sind, wenn sie noch leben.

Ich heiße Gertrud Schiffer, geb. Schwarz
aus Voßhagen (Pommern)

Meine Anschrift: Bedburger Str. 44, 50189 Elsdorf
Telefon 0 22 74 - 78 47

Buchhinweise:

- Schön, Heinz "SOS Wilhelm Gustloff -
Die größte Schiffskatastrophe der Geschichte."
Motorbuchverlag, Stuttgart 1998, 256 Seiten,
49,80 DM
- Ruhnau, Manfred/ "Langwalde" Kreis Braunsberg (Ostpreußen).
Fehlau, Gertrud Ein Kirchspiel im Ermland.
Band 1, 1993 28,00 DM plus Versandkosten
Band 2, 1996 28,00 DM plus Versandkosten
zu bestellen bei: Manfred Ruhnau, Bahnhofstr. 35 b,
53757 Sankt Augustin
- Steffen, Gerhard "Die Vorfahren der Geschwister STEFFEN
aus dem ERMLAND, aus dem EICHSFELD
und aus WESTPREUSSEN".
(umfangreiche Ahnenliste z.T. über 16 Generationen);
DIN A 5, 140 S., Leder-Karton, breit umklebt;
zu beziehen beim Verfasser: Freih.-v.-Stein-Str. 24a,
61440 Oberursel zum Preis von 55,00 DM
- Seiring, Ursula "Du sollst nicht sterben".
Erlebnisse einer deportierten Ostpreußin
Bergstadt-Verlag, Würzburg, 1994
ISBN 3-87057-198-5
20,00 DM
- Rauschenbach, "Von Pillkallen nach Schadrinsk."
Hildegard Meine Zeit im Lager 6437 und das Wiedersehen nach
43 Jahren, Verlag Rautenberg, Leer, 1995
ISBN 3-7921-0523-3



ERMLANDBRIEFE

Herausgeber
Apost. Visitator Ermland
Erscheinen vierteljährlich

DIE KIRCHENZEITUNG FÜR ALLE KATHOLISCHEN OSTPREUSSEN

zu beziehen:
ERMLANDHAUS, ERMLANDWEG 22, 48159 MÜNSTER



Empfehlen Sie Freunden, was sie regelmäßig lesen sollten
Unverbindliche kostenlose vier-wöchige Probe anfordern unter
Telefon: 0 40 – 41 40 08 42
DAS OSTPREUSSENBLATT, Parkallee 84, 20144 Hamburg

